<36621102020017

<36621102020017

Bayer. Staatsbibliothek

585.

Leben Friedrichs II
Königs von Preussen
für deutsche Jünglinge

bearbeitet

von

Johann Georg Friedrich Papst,
Prof. auf der Friedrich-Alexanders-Universität zu Erlangen.

Erste Hälfte.

Nürnberg,
in der Felßeckerischen Buchhandlung.
1788.

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

Vorrede.

Hier ist die erste Hälfte eines Buches, durch das ich Jünglinge meines Vaterlandes, die einige Anlage zu deutscher Mannesgröße haben, etliche Stunden auf eine nüzliche Art zu unterhalten gedachte. Niemand wird läugnen, daß schon die Prinzenperiode des Königs Friedrichs II überaus instructiv sey; daß seine harte Jugend unsere Jünglinge duldsamer, seine frühzeitige Anstrengung diese thätiger, seine Hize bei einigen seiner Handlungen, diese kühler, sein trauriges Streben gegen den harten väterlichen Willen, diese nachgiebiger und sein Muth bei nahen Todesgefahren, diese standhafter machen könne. Friedrichs Beispiel wird auch iedem die Wahrheit laut predigen, welch einen Trost Künste und Wissenschaften unter allerlei Lebensauftritten gewähren; wie groß der

Werth treuer Freunde auch für Fürsten sey; welche Klugheit dazu gehöre von beiden Seiten, auf Kosten höherer Pflichten sich nicht zu willfährig zu erweisen; welch ein gefährlicher Posten es sey, gegen die Cabale an den Höfen zu bestehen; und wie das Glük, ein Regent zu seyn, nur dann erst ein wahres Glük heißen kann, wenn er, mit hoher Verläugnung seiner selbst, seinem Lande die möglichste Summe von Guten zu bewirken sucht. In Hinsicht auf diese und andere zu erreichen mögliche Vortheile, empfiehlt vielleicht Jünglingen der Patriot mein Buch, er, der aus Erfahrung weiß, wie viel die Beispiele aus der Geschichte nicht nur überhaupt, sondern vorzüglich aus der deutschen, auf deutsche Söhne wirken können. Ich schrieb also zunächst für diese; daraus folgt aber noch nicht, daß ich dabei nicht auch auf Vollständigkeit und Genauigkeit Rüksicht genommen hätte; sondern für iene suchte ich nur, bei der Menge von Gegenständen, dieienigen vorzüglich ins Licht zu stellen, die für sie das meiste Interesse haben konten. Ob bei dem großen Ueberfluß an Erzehlungen und Anecdoten, die, wenn sie auch alle als historisch richtig vorausgesezt werden könten, doch sehr unhistorisch durch einander liegen; ob es eine ganz leichte, oder auch überflüßige Arbeit gewesen,

wesen, die vorzüglichsten wenigstens, chronologisch zu ordnen, und für die Geschichte pragmatisch zu bearbeiten, mögen Kenner beurtheilen; mir bleibt nur so viel, zu gestehen, daß ich nicht leichtglaubig gewesen sey und lieber die Unterhaltung durch eine Anecdote aufgegeben habe, ehe ich schrieb, worüber mich die Logik der Geschichte noch zweifeln hies. Der Jüngling, den ich zu belehren suchte, wird mir aufs Wort glauben, daß ich mich nur bewährter Hülfsmittel bei meiner Arbeit bedient habe, und der Geschichtforscher — solt' ich ia von ohngefehr in seine Hände fallen — wird sie durch seinen Kennerblik ohnehin entdeken. — Durch des Königs, Friedrichs II, eigene Werke musten meine Aufsäze einen gewißen Reiz der Neuheit erhalten, den meine verdienten Vorgänger noch nicht haben konten. Ich lies den König oft mit seinen eigenen Worten erzehlen, weil ich aus Erfahrung weiß, daß man seinen Helden und vorzüglich den bewunderswürdigen Schriftsteller Friedrich, am liebsten selbst reden hört. Dabei darf ich zuversichtlich behaupten, daß die eingerükten Briefe und Reden, so gut als die Briefe des Cicero und die kurzen Reden des Cäsars, Jünglingen die vortreflichsten Muster in der Schreibart und im Vortrage abgeben können.

nen. Der Schriftsteller muß noch auftreten, der ienen großen Römern näher gekommen wäre, als der preußische Monarch, der, wenn er an der Spize seines Heeres stund, immer nur Römer zu kommandiren glaubte; der alle Talente hatte, um ihr Cäsar in allen Stüken seyn zu können; der — doch! ich will nicht schon in der Vorrede meinem Grundsaz treulos werden, den König nicht zu loben, ausser wo seine Thaten reden; ob ich gleich gestehen muß, daß es mir schwer fällt, seinen Nahmen zu nennen, ohne zugleich sein Lobredner zu werden. Es ist ein erhabenes Schauspiel, den Helden im Felde, den Politiker im Cabinet agiren zu sehen; aber noch interessanter ist es für die Menschen, ihn als Mensch mit seinen vertrautesten Freunden ohne Masque beschäftigt zu sehen. So sah ich ihn in seinen Briefen, die er vor und nach den Schlachten, vor und nach den Negotiationen, an iene schrieb, und worin er seine Gesinnungen, seine Gefühle ohne Rükhaltung entdekte. Fragmente von diesen Briefen suchte ich aus seinen Schriften zusammen, schob sie da hinein, wo sie der Zeitordnung nach hingehörten und nun ist der Leser meines Buches vielleicht in den Stand gesezt, den König etwas vollständiger und richtiger kennen zu lernen. Seine historischen

Wer=

Werke verfertigte er für die Nachwelt, und zwar erst einige Zeit nach den verrichteten Thaten selbst; aber gerade diese Briefe schrieb er auf der Stelle, wo er handelte, an Personen, wo auch nicht die mindeste Verstellung statt fand, wo seine Empfindungen noch neu waren, und wo er nie vermuthen konte, daß diese Briefe einst im Publikum erscheinen und ein so schönes Denkmal seines freundschaftlichen Herzens, seiner Menschenliebe, seines wissenschaftlichen Eifers, seiner gesunden Philosophie, seiner herkulischen Arbeiten abgeben würden. Diese Behauptung wird der weitere Erfolg meines Buchs noch mehr rechtfertigen; ich unterbreche sie hier mit der Entschuldigung gegen meine Leser, daß gerade die Werke Friedrichs Schuld sind, warum dißmal nur der kleinere Theil dieser Lebensbeschreibung erscheinen konte. Indessen wird ununterbrochen fortgedrukt und meine Herren Verleger werden im Stande seyn, nach etlichen Monathen die größere Hälfte an die Behörden abgeben zu können; zumal, da bereits alle übrige Kupfer dazu fertig sind, die, nach dem Urtheile der Kenner, die ersten an Schönheit weit übertreffen. — Soll ich wohl das Publikum erst auf den Verfertiger derselben, Herrn Küfner, aufmerksam machen? Es wird den glüklichsten Nacheiferer

des

des großen Chodowieki schwerlich verkennen, der aber das, was er ist, ganz alleine durch sich sich selbst ward. — Möchte doch diese Arbeit mit einem Beifall aufgenommen werden, der ihrer Absicht entspräche! Ist diß nicht möglich; so werd ich doch immer Belohnung genug darin finden, eine Zeitlang mit einem Originale von den seltensten Vollkommenheiten, mit Friedrich II, mich beschäftigt zu haben. Denn bei Gegenständen dieser Art pflegt wenigstens der Geist des Schriftstellers immer seine Rechnung reichlich zu finden. Geschrieben auf der Friedrichs-Alexanders-Universität zu Erlangen, am 1 Dezember 1788.

Johann Georg Friedrich Papst.

Von

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

Von der Geburt des Königs Friedrich II biß zu seiner Befreiung aus der Gefangenschaft zu Cüstrin.

Mein Sohn! Ich bin fest überzeugt, das Leben eines aus deutschem Blute stammenden Königs, der seine grosen Talente glücklicher als tausend Fürstensöhne ausbildete und anwendete, möchte auch schon für dich nicht nur ein angenehmer Gegenstand zur Unterhaltung, sondern auch in vielen Puncten wichtig zur Nachahmung seyn. Du weiltest ia von ieher gerne mit mir bei den Schicksalen groser Männer und übtest deineDenkkraft in der Beurtheilung ihrer Stärke und Schwäche. Weder die eine noch die andere soll dir auch dißmal bei dem grosen Helden Brandenburgs verhelet, sondern so unpartheiisch unter die Augen gestellt werden, als wäre vom römischen Cäsar die Rede.

Wenn ich dir aber vom König in Preussen, Friedrich dem Zweiten, erzehlen werde, so wirst du dadurch nur dasienige erfahren, womit sich alle Stände aller civilisirten Nationen schon seit vielen Jahren, besonders aber seit dieses Königs Tode, unterhalten haben. Schon aus dieser langen und allgemeinen Theilnahme an den Schicksalen dieses Regenten wirst du schliesen, daß er kein gewöhnlicher Mensch könne gewesen seyn. Darinnen sind auch unsere Zeitgenossen alle einig; nur nicht darinnen: ob er auch den Grad von Bewunderung wirklich verdienet habe, dessen ihn die meisten noch an seinem Grabe für würdig achten. Erst am Schluße unserer Unterhaltung wollen wir unsere Urtheile über ihn einander entdecken, ohne dabei Gefahr zu laufen, daß wir uns am Nachruhme des toden Königs versündigen, und der dankenden Nachwelt ein Aergernis geben möchten.

Der König von Preussen, Friedrich Wilhelm, zeugte mit seiner Gemahlin, Sophia Dorothea, einer Tochter des Königs von Grosbritannien, Georg des ersten, vierzehen Kinder. Von den sieben Söhnen starben die beiden ältesten noch unter einem Jahre. Ihr Tod verlieh also dem dritten, der im Jahr 1712 am 24sten Jänner

zu Berlin als Prinz von Preussen und Oranien gebohren und mit dem Nahmen Karl Friedrich belegt worden war, die sichere Hoffnung zur Churwürde und zur Königskrone. Die leztere hatte sich sein Grosvater, Friedrich der erste, unter der Churfürsten-Reihe der dritte dieses Nahmens, zwar unter etwas affectirtem Gepränge, aber dennoch mit desto mehr politischer Klugheit, zu Königsberg im Jahr 1701 mit eigenen Händen aufgesezt. Der Erfolg hat bewiesen, daß nie eine Krone an einen würdigern Fürstenstamm gekommen sey, als an die Prinzen aus dem Hause Brandenburg; aber die Geschichte und selbst Friedrich der zweite, zeuget auch dankbar, daß der grose Vorfahrer dieses ersten Königs, Churfürst Friedrich Wilhelm, schon vorher so viel gethan, so viel erworben habe, als sein Nachkomme besizen muste, wenn bei seiner auserordentlichen Prachtliebe in der Folge die neue Krone mit Ehren getragen werden sollte.

Der königliche Grosvater, Friedrich der erste, lies seinen Enkel, Friedrich II, bei dessen Geburt Friedrich Wilhelm noch Kronprinz war, unter solchen Feierlichkeiten taufen, daß es schien, als habe er die künftige Gröse desselben schon damals geahndet. Allein wichtiger als alle iene

Feste, die im Grunde dieselben sind, wie sie ieder Fürst dieser Art zu veranstalten pflegt, muß dir einige Kenntniß gewißer politischen, sittlichen und literarischen Beschaffenheiten der Länder und Völker seyn, in deren Kreise Friedrich II gebohren ward. Das Vaterland dieses deutschen Prinzen glich damals in vielen Stücken einer Provinz in Frankreich. Denn schon der grose Churfürst Friedrich Wilhelm hatte mehr als zwanzig tausend Hugonotten, die, als sie durch unvernünftigen Religionseifer der Catholiken, in Frankreich, ihrem Vaterlande, lange genug mit Feuer und Schwerd verfolgt und endlich in die verschiedensten Weltgegenden zerstreuet worden waren, zu Preussens grosem Gewinn, in seinem Lande aufgenommen. Mit ihnen verbreitete sich allenthalben neues Leben, neue Thätigkeit. Städte und Dörfer in den brandenburgischen Staaten, die der dreisigiährige Krieg erst entvölkert hatte, erhielten neue Bewohner, neue Fabriquen und Künste, neue Sprachen und Sitten, neue Moden und Gebräuche, neue Liebe zu den Wissenschaften und neue Feinheit im gesellschaftlichen Leben. Jedermann, besonders aber die Grosen, hatten diese insinuanten Flüchtlinge, gegen die freilich die damaligen Deutschen sehr abstachen, gerne

gerne um sich. Sie wusten so viel sonderbares von ihrem Mutterlande zu erzehlen, so sehr das Mitleid zu gewinnen, so sehr die intereßirten Absichten der Fürsten zu reizen, daß diese und ihre Diener gerne ihre Sprache lernten und ihre Sitten nachahmten. Frühe kam es so weit, daß die deutschen Herren und Diener glaubten, eine Speise sei Sudelei, wenn sie nicht ein französischer Koch bereitet; ein Anzug sei Bauernstaat, wenn ihn nicht ein französischer Schneider verfertigt; eine Schrift sei ungelehrt, wenn sie nicht von französischen Wörtern strozte; ein Kind sei Hottentottengezüchte, wenn es nicht einer französischen Erziehung genoßen hätte.

So war es unter der grosväterlichen Regierung dieses neugebohrnen Prinzen. Ziemlich gewaltsam wurde zwar unter seines Vaters Periode der Hof und die Armee im äusserlichen, nicht aber die innere Beschaffenheit der Nation umgeformt. Nur die nachtheiligen Einflüße der französirenden Denkart in die Hofleute und Soldaten, die sich bisher auffallend bei zwecklosem Prunk verrathen hatten, wollte Friedrich Wilhelm, der überhaupt ganz entgegengesezter Denkart mit Friedrich dem ersten war, abgegraben wissen. Daher gab er, als er im Jahre 1713

den Thron bestiegen hatte, den vielen Pagen statt der Teller unter die Arme, Fahnen in die Hände; den Kammerherren statt der Schlüßel an die Röcke, Pallasche an die Seite, und den hohen Staatsbedienten statt der gallonirten Feierkleider, simple Uniformen. Alles was ihn zunächst umgab, muste eine soldatische Gestalt an sich haben, in der sich der neue König selbst, biß an seinen Tod so wohl gefiel. Seine Vorliebe zu dem Soldatenstande ging so weit, daß er bei diesem öfter seine strengen Gesetze der Sparsamkeit vergaß, wenn er nur grose Leute für seine Armee gewinnen konnte. Was nur vom weiten die Weichlichkeit zu begünstigen schien, war Gegenstand seines Haßes. In diesen schlimmen aber sehr ungerechten Verdacht, waren bei ihm auch die Wissenschaften gekommen; er war daher nie sonderlicher Freund der Gelehrten, sondern hielt sie höchstens zum Kalendermachen gut, und bestimmte auch wohl einen Lustigmacher zum Präsidenten einer Akademie.

Wer sich nun diesem Könige in kriegerischen Tugenden am ähnlichsten zu machen wuste, hatte das sichere Glück sein Vertrauter zu seyn. Indeß er also in seine Armee unter der so viele Männer von altdeutscher Gröse bewundert wurden,

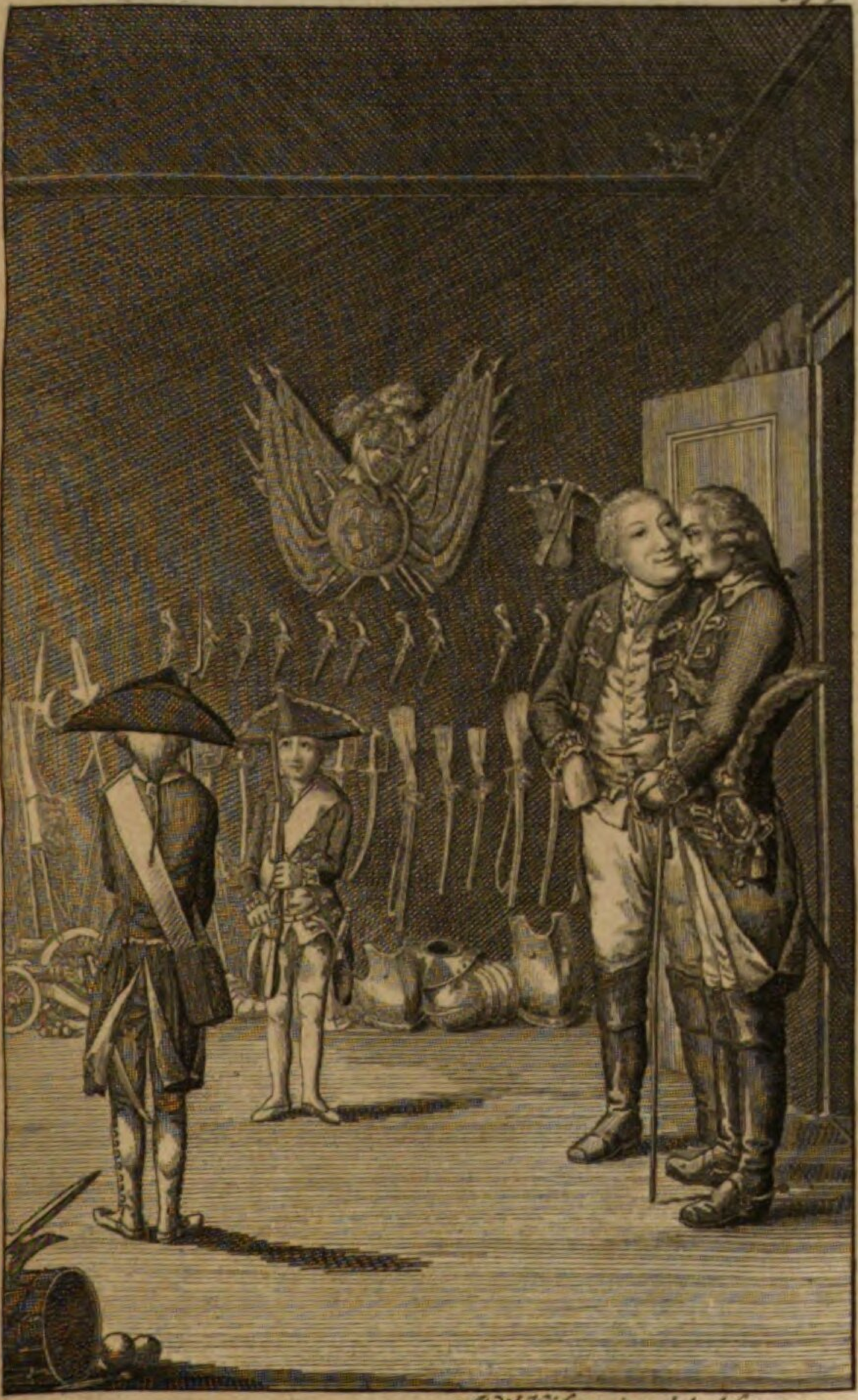
den, auch den Geist und die Tapferkeit der alten Deutschen wieder zurück zu zwingen suchte, erhielt sich im Lande selbst noch immer französisches Costum. Jener Absicht gemäs wollte er denn auch seinen künftigen Thronerben erzogen haben. Der erste Soldat im Staate sollte er werden, und um diß einst im vollkommensten Verstande seyn zu können, lies er ihn früh gegen alle wirkliche und scheinbare Feinde dieses Standes verwahren und in allen Pflichten deßelben üben.

Biß in sein siebentes Jahr befand sich der Prinz unter der glücklichen Leitung einer französischen Dame du Val de Recoule, der Witwe eines Obristen. Diese Oberhofmeisterin, die schon seinen Vater hatte erziehen helfen, wirkte mit ihrer feinen Weltkenntniß und französischen Lectüre so vortheilhaft auf den Prinzen, daß sie ihn auf immer für ihre Nation gewann. Bei dieser lernte er die französische Sprache stammeln, die er samt ihren Schriftstellern lebenslang allen andern vorgezogen hat. Mit dem achten Jahre wurde er der Aufsicht dieser verdienten Erzieherin entzogen und schon beginnet sein Soldatenleben. Der Graf von Finkenstein, der unter den Waffen grau geworden, und im-

mer treuer Gefährte beim Vater des Prinzen gewesen war, erhielt das ehrenvolle Zutrauen, des leztern Führer zu werden. Ihm wurden von dem äuserst besorgten Könige, der nichts in der militärischen Bildung des Prinzen versäumen wollte, noch drei andere brave Officiers beigeordnet, die seine eigentlichen Lehrer in den Kriegswißenschaften waren und ein Cadet, nicht viel älter als der Prinz selbst, Nahmens Renzel, lehrte ihn das Exerciren. Dieser war nachmals so glücklich, den fähigen Schüler als tapfern General in allen seinen Feldzügen begleiten zu können, und erst wenige Jahre vor ihm, als Generallieutenant in seinem Dienste, zu sterben. [1]

Wie ein anderer Rekrute erhält nun der achtiährige Prinz seine Uniform, sein kleines Ober- und Untergewehr, seine Patrontasche und was sonst noch zu einer vollkommenen Soldatenrüstung gehöret. So bald er exerciren konnte, must' er mit geschultertem Gewehr auf die Wache ziehen, vor dem Schloße seines Vaters Schildwache stehen, und sich wie ieder andere Soldat, nach den strengen Subordinationsgesetzen dieses Standes fügen. In den Jahren also, wo so manches Kind, das bei weitem kein Prinz ist, sorgfältig vor iedem rauhen Lüftgen

bewah-



A. W. Küfner. inv. del. et sc. 1788.

Der Eroberer Schlesiens in seinen Spielzimmer.

bewahret wird, in den Jahren, wo so manchen verzärtelten Bengel noch die Amme füttert und ihn erschlappenden Coffee und Thee schlürfen lehrt — — muß sich der Prinz Friedrich mit einer nahrhaften Biersuppe genügen lassen; muß nach den grosen Absichten seines Vaters, bei Bliz und Regen, bei Hize und Frost, exerciren, marschiren, schildern, reuten, fechten und in seinen kleinen scheinbaren Feinden, die künftigen grosen Feinde der Brandenburgischen Staaten schlagen. O Schande der deutschen vornehmen Buben, die oft biß ins zwölfte Jahr nur wie Austern leben, und kaum die Hülle ihrer schwammigten Körper an und abzulegen im Stande sind!

Selbst die Spielwerkzeuge des Prinzen musten kriegerischer Art seyn, damit doch ia die Neigung zum Kriegsstande recht tief in seiner Seele wurzeln und ieder andern den Zugang versperren möchte. In dieser Absicht lies ihm sein Vater ein ganzes Zimmer als ein kleines Zeughaus ausrüsten und über die darinnen befindlichen Stücke, Musketen, Kugeln, Säbel und dergleichen, nach eigenem Gefallen schalten und walten. Ueberdiß machte er ihn in dieser Knabenperiode zum Chef des Cadettencorps und befahl ihm, mit diesen kleinen Soldaten gerade die

Evolutionen von Zeit zu Zeit zu wiederholen, die er, der Vater, mit seinen grosen Truppen machen würde. Wehe dem Sohne, wenn dabei nicht alles ordentlich hergieng! und wehe auch dem, der dem Prinzen aus Schonung oder Achtung, sowol beim Unterricht als auch beim Manövriren etwas übersehen wollte!

Unter solchen spartanischen Uebungen verflossen dem Prinzen die Knabeniahre, die den gemeinen Kindern gewöhnlich so sorglos zu verstreichen pflegen. Wären doch die damaligen Beobachter desselben so geschäftig gewesen, Anekdoten aus seinen Jugendscenen aufzubewahren, als sie iezt gierig sind, Wahres und Falsches zur Geschichte seines spatern Lebens aufzuhäufen, so würde ich dir hier, mein Sohn, eine sehr unangenehme Lücke auszufüllen im Stande seyn. Allein es ist nun einmal gewöhnlicher Fehler der Bewunderer eines grosen Mannes, sie staunen den Colossen an, ohne dabei forschend auf seine Entstehung zurück zu sehen.

Die wissenschaftliche Bildung des Prinzen konnte höchstens nur als Nebensache, bei den zerstreuenden militärischen Uebungen, getrieben werden. Das Genie und eine kärgliche Benuzung der noch ausfallenden Stunden muste bei ihm

ihm ersezen, was andere durch Zeit und Unterricht gewinnen. Aus dem Mangel dieser leztern Vortheile, gerade in Jahren, wo sein an sich vortrefliches Gedächtniß am regesten war, muß unstreitig seine ganz oberflächliche Bekanntschaft mit der lateinischen Sprache entschuldigt werden. Zwar hatte er auch einigen Unterricht in dieser genoßen, wie nicht nur aus dem Ueberreste seiner sprüchwörtlichen Kenntniß, sondern auch aus dem Streben, dann und wann mit einem lateinischen Ausdrucke seine Behauptung zu rechtfertigen, erhellet. Allein daß er kein Johannes Cicero gewesen, auch nicht werden konnte, darüber gab er selbst einige Auskunft. „Ich habe„ pflegte er öfter zu erzehlen, „ich habe in meiner ersten Jugend einen Lehrer in der lateinischen Sprache gehabt; da aber mein Vater einstens dazu kam, als ich aus der goldenen Bulle übersezen muste und er einige Ausdrücke gehört hatte; so fragte er den Lehrer: was machst du Schurke da mit meinem Sohne? — Ihro Majestät, ich explicire dem Prinzen aurEam bullam. — Mein Vater hob seinen Stock auf, mit dem Bedeuten: Schurke, ich will dich auream bullam, iagte den Lehrer davon und mit ihm alles Latein.„ Deßen ohngeach-

geachtet hat er dennoch dieser Sprache, in der zum Theil iene Meisterwerke geschrieben waren, die er, obgleich noch sehr unvollkommen, aus den französischen Uebersezungen kennen lernte, nie die verdiente Werthschäzung versagt, sie nie für unnüzes Eigenthum müßiger Pedanten gehalten, sondern oft bedauert, daß er ihrer nicht mächtiger geworden war. Der vortrefliche König muß vieles wieder vergessen haben, weil er in seinen Greisen-Jahren oft sagte: stante pede moriri; tot verbas, tot spondera, u. dgl. Des leztern Ausdrucks bediente er sich noch im Jahr 1777. in einem Briefe an den Minister Grafen von Herzberg, zum Lobe der Schreibart des Tacitus. Ob er in seinen frühern Jahren schon Anweisung auch in der italiänischen Sprache bekommen habe, weiß ich dir nicht zu sagen; so viel aber ist gewiß, daß er in seinem männlichen Alter in dieser ungleich weiter als in iener gekommen sey. Doch übertraf nichts seine französische Sprachkunde. Dû Han de Jandun hatte ihm, nach seiner ersten Oberhofmeisterin, den weitern Unterricht darinnen ertheilt. Durch den frühen Umgang mit andern Franzosen, durch das Lesen ihrer Schriften, bracht' er es schon als Prinz so weit, daß er hierinnen einem gebohrnen Franzosen

zosen vollkommen würde gleich gekommen seyn, wenn er nicht gegen die Aussprache etwas angestossen hätte.

Man ist oft unbillig über die grose Vorliebe dieses nachmaligen Königes für die französische Sprache und ihre Schriftsteller, in Affect gerathen und hat ihn ohne die Rücksicht getadelt, daß ihm diese Sprache, seit seinem ersten Stammeln gleichsam Muttersprache gewesen war. Der erste Grund iener Vorliebe lag nicht sowohl in dem Prinzen selbst, als in den äuserlichen Umständen der Zeit und des Orts, da er gebohren wurde. Wärst du, mein Sohn! in seiner Lage gewesen, so würdest du auch gerade wie er, und ieder andere, dem Französischen deine erste Neigung geschenkt haben. Doch blieb diese Sprache lebenslang gleichsam nur seine Familiensprache; nur gegen seine Vertrautesten, gegen Generale und Ministers bediente er sich derselben, alle Kriegs- und Civilangelegenheiten aber musten ihm deutsch berichtet, deutsch verhandelt werden. Und so wurde er denn nie, wie so mancher Halbfranzos, durch die Zudringlichkeit mit seiner fremden Sprache andern lästig, und behauptete die Ehre, ein deutsches, nie besiegtes Volk, das die Preussen sind, auch

in seiner deutschen Sprache regiert zu haben. — So vollkommen er aber auch das Französische sprach, so wenig konnt er weder dieses noch das italienische und deutsche, orthographisch schreiebn. Ich würde dir hier noch nichts von diesem Umstande sagen, wenn ich nicht sein Entstehen gröstentheils schon in seinen frühen Prinzeniahren zu sehen glaubte. In diesen hatte er, wegen seiner militärischen Beschäftigungen, nicht Uebung genug im Schreiben; in diesen werden gemeiniglich den Prinzen eines Schreibfehlers wegen nicht die Sottisen, wie uns bürgerlichen gesagt; in diesen schreiben sie nur, um zur Noth die Buchstaben mahlen zu lernen und wenn sie diese mahlen können, dann tritt schon der Sekretair ans Pult und überhebt sie aller weitern Uebung in der Orthographie. Da sie sich nun hiedurch der Gelegenheit sich lächerlich zu machen ziemlich begeben und man auch bei Fehlern der Grosen, wenn sie ia in die Verlegenheit kommen, etwas selbst schreiben zu müssen, nicht immer laut lachen darf, noch lachen will, so wird das Sündigen gegen die Rechtschreibkunst bei ihnen mit der Zeit eben so wohl Fertigkeit, als es bei andern die Orthographie wird; wenn nemlich frühzeitig auf die Beob-

achtung

achtung derselben gedrungen, wenn viel Uebung mit wenig Regeln verbunden, wenn ein gewisses Point d'honneur darein gesezt und viel mit Hinsicht auf iene gelesen wird. Friedrich würde also, wie sich aus seinen hohen Talenten schliessen läst, iene Fehler haben vermeiden lernen, wenn er frühe dazu wäre aufmerksam gemacht worden und in der Folge nicht unter wichtigern Gegenständen seine Aufmerksamkeit hätte theilen müßen. Es ist wahr, es hat etwas auffallendes, wenn ein König also schreibt: Die Religionen Müssen alle Tolleriret werden, und Mus der Fiscal nuhr das Auge darauf haben, das keine der andern abrug Tuhe, den hier mus ein jeder nach Seiner Faßon Selich werden, und dergleichen; allein Tausende mögen beim Anblick dieser und ähnlicher Stellen lächeln, die aber nicht nur nicht beßer schreiben, sondern auch noch überdiß lächerlich denken.

Was ihm an Orthographie abging, soll er in seiner Jugend durch Zierlichkeit der Buchstaben ersezt haben; unter andern Reliquien, die man zum Beweise hat, und die zum Theil als seine ersten Schreibversuche sogar von fremden Nationen geschäzt werden, befindet sich auch ein abgeschriebener Spruch aus den Psalmen.

men. Denn diese und das Gesangbuch muste er in seinen Kinderiahren genau kennen lernen. Zu bedauern ist es allerdings, daß in den Jahren, darein die Jugend dieses Prinzen fiel, kaum ein beßers deutschgeschriebenes Buch vorhanden war, als Luthers Bibelübersezung und Arnds wahres Christenthum. Hätte unsere Nation nur einige von dem Gehalt gehabt, wie sie damals die französische in Menge hatte, so würden sie des Prinzen Aufmerksamkeit schwerlich ganz entgangen seyn, er würde sich mit ihrem Wachsthum an sie gewöhnt und als König die wißenschaftliche Stärke der deutschen Schriftsteller eben so gepriesen haben, als die kriegerische Stärke der deutschen Nation im Felde.

So verstund also dieser grose König eigentlich nur eine Sprache? — Nur eine; und beweiset den Saz, daß Geistesgröse nicht im Wörterkram bestehe, die den deutschen Fürstensöhnen in Paris und London oft so theuer kommt. Anfangs bemerkte man überhaupt die Talente und Geistesstärke nicht an dem Prinzen, die man doch sogleich bewunderte, als er sich auserhalb dem Gesichtskreis seines Vaters zu Cüstrin und Rheinsberg befand. Vorher konnte man iene nicht bemerken, weil der nach seinen Grundsä-

zen

zen erziehende Vater gerade da dem Geiste seines Sohnes am heftigsten entgegen wirkte, wo seine Stärke am meisten strebte. Daraus muß der Ernst des Prinzen in seiner ersten Jugend, daraus die grose Geduld, die wenige Munterkeit und andere Eigenschaften erklärt werden, die seinen Zeitgenoßen in ihm auffielen. Wahrscheinlich hatte aber auch der Religionsunterricht, den er empfieng, vielen Antheil an der Bildung dieses sonderbaren jugendlichen, mehr in sich versenkten, als sich mittheilenden Charakters. So sehr dir dieß auffallen mag, so willig wirst du mir beipflichten, wenn ich dich mit der Art seines genoßenen Unterrichts werde bekannt gemacht haben. Es bleibt in dem Leben seines Vaters immer eine der musterhaftesten Thaten, daß er bei dem Unterrichte, den er allen seinen Kindern überhaupt ertheilen lies, immer vorzüglich auf ihre religiöse Bildung Rücksicht zu nehmen befahl. Denn beweist nur erst der Regent des Landes, daß ihm Religion nicht gleichgültig sey, so wirkt er durch sein Beispiel auf seine Unterthanen nachdrücklicher, als kaum seine gesamte Geistlichkeit es im Stande ist. Allein so gut auch die Absicht Friedrich Wilhelms des ersten war; so konte sie doch bei seinem ältesten

sten Prinzen nicht ganz erreicht werden. Denn seine Lehrer, die beiden Hofprediger, Andreä und Woltenius, scheinen ihn mehr mit den Streitigkeiten der verschiedenen Kirchen, mit Ceremonien, geistlosen Fragen und Untersuchungen gemartert, als mit der Religion Jesu unterhalten zu haben. Denn ein zweckmäsiger Religionsunterricht, fern von verbitternder Polemik und weitschleppenden Glaubensbekenntnißen, wie sie damals Mode waren, ist Vorrecht deines Zeitalters. Zu dem tadelswürdigen Unterricht kam noch der grose pädagogische Fehler, daß der Prinz und seine Brüder oft für ihre iugendlichen Vergehungen mit dem Auswendiglernen einer Reihe biblischer Sprüche, Psalmen und Gesänge büßen musten. Dadurch muste ihm alles, was Christenthum hies und auf solches Beziehung hatte, so lästig werden, wie einst dem feurigen Julian, dem man, statt ihn zum christlichen Regenten zu bilden, lieber mit aufgenöthigten thörigten Mönchs-Uebungen, mit Fasten und Nachtwachen das Christenthum verleidete. O der Sünde! mit Religionsübungen strafen wollen, die auch schon Kinder als hohe Freuden des Lebens sollten kennen lernen! Auch dieß konte nicht zum Vortheil der christlichen Religion

gion auf das Herz des Prinzen wirken, daß er öfters, an der Tafel seines Vaters, einen Theologen den andern, bloser Meinungen wegen, oder vielmehr aus Privatinteresse, verleumden und über ihre Zänkereien so groses Geschrei erregen hörte.

Da ein guter Krieger die mathematischen Wissenschaften unumgänglich nöthig hat: so muste der Prinz auch in diesen frühzeitig unterwiesen werden. Ein Major des Ingenieur-Corps, Schoning, wurde in diesem Fache sein Lehrer; ein Mann, der überhaupt viel zur Bildung des Prinzen beigetragen, gegen den sich aber auch dieser in der Folge nicht undankbar erwiesen hat. Denn da dieser Major das Unglück hatte, im Kriege einen Schenkel zu verliehren, der ihm zwar sehr natürlich durch eines Künstlers Hand mit einem hölzernen ersezt wurde, ihn aber doch des Dienstes unfähig machte; so behielt er ihn immer frei an seinem Hofe.

Alle Stunden, die der Prinz noch auser dem Dienste gewinnen konte, weihete er der Musik, der französischen Lectüre und der Dichtkunst. Für diese Wissenschaften schien sein Herz geschaffen zu seyn und nicht für Kriegsgetöse. Du kanst dir also leicht vorstellen, wie wohl ihm bei

seinen französischen Dichtern, und bei seiner Flöte mag gewesen seyn, wenn er das einförmige Trommellermen lange genug hatte anhören müssen. Und doch must' er sehr behutsam blasen, sehr geheim dichten, wenn er nicht Gefahr laufen wollte, Flöte, Dichter und selbstgemachte Verse auf einmal zu verliehren. Dieß Schicksal pflegte ihn dann zu treffen, wenn ihn sein martialischer Vater bei diesen friedlichen Beschäftigungen überraschte und solche als Werkzeuge zur Unterhaltung für Weichlinge verwünschte. „Der „Petitmaitre wird einmal alles verderben!„ Diß war die ängstliche Prophezeihung, in die der gekränkte Vater über seinen Frizen ausbrach, wenn er ihn über solchen zweckwidrigen Beschäftigungen angetroffen hatte. So empfindlich nun schon diese Benennung einem Prinzen seyn muste, der doch auch im Dienste nichts verabsäumte; so wenig lies es der Vater dabei bewenden, sondern es erfolgte noch Hausarrest bei Wasser und Brod, allerlei andere Einschränkungen und auch wohl bisweilen eine personelle Mißhandlung. So unbillig konte dieser, im Ganzen immer sehr rechtschaffene Vater, nur dann handeln, wenn er aufgebracht und besonders seine empfindlichste Seite berührt worden war. Da aber in dem Prinzen die

Vor-

Vorliebe zu den Wissenschaften mit seinem Alter eher zu- als abnahm und er sich, um iener desto ungestörter pflegen zu können, öfters dem Familienkreise entzog, in den sein Vater, seine Mutter und seine übrigen Geschwistere täglich einigemale, wie wir bürgerliche Personen, so traulich als löblich zusammen kamen; so wurde durch seine auffallende Abwesenheit der väterliche Zorn öfters entflammt und ging endlich in einen bleibenden Groll über, der dem Vater und Sohne so manche Stunde des Lebens verbittert hat. Kamen nun Fälle, wo der Prinz des Vaters Gesellschaft nicht vermeiden konte, zum Beispiel, beim Exerciren der Truppen, so waren auch diese oft reichhaltig genug an gegenseitigem Verdruß. Denn ieder Hieb, ieder Stoß, den der iähzornige Vater bald mit der Faust, bald mit dem Stock, oft blindlings den Soldaten versezte, war dem Kronprinzen ein Schwerdstreich, der sein Herz verwundete. Seine Gesichtszüge verriethen sein Mißfallen und Mitleid dem Könige bald unmittelbar, bald wurd' es ihm mittelbar durch Officiere hinterbracht. Haben nun zwischen Eltern und Kindern einmal unglückliche Verhältniße so weit überhand genommen, daß sie sich durch ihre unmittelbare Gegenwart ein-

ander anhaltend lästig und Gegenstände des Zorns werden, dann folgt schnell ein häußliches Wehe auf das andere und Lebensfreude ist so lange dahin, bis der eine oder andere Theil durch Länder oder Tod getrennt, oder die Quelle des Ungemachs durch eine gewaltsam erschütternde Revolution verstopft ist. Ein nachdrücklicherer Ausbruch des väterlichen Zorns, der nicht, wie der bisherige, schnell vorübergehend war, bestund in der Foderung: daß Friedrich, als eine weichliche, unsoldatische Seele, dem Rechte zum Throne, das er nicht würde behaupten können, entsagen und solches seinem nächsten Bruder, August Wilhelm, abtreten sollte, der sich in allen Stücken dem Vater gefällig zu machen suchte. Diese Foderung hätte vielleicht auch der feigste aller deutschen Fürstensöhne selbst dem härtesten Vater unbefriedigt zurückgegeben, und bei einem Prinzen wie Friedrich konte sie am wenigsten haften. Denn dieser war sichs zu lebhaft bewust, daß ihn die Natur zum Thronerben bestimmt und in Absicht der dazu erforderlichen Talente nicht stiefmütterlich behandelt hatte. Er erklärte also, eher seinen Kopf, als sein Recht zur Krone fahren zu lassen. Die dißfalls oft wiederholten Versuche sind zwar die redendsten

Beweise von der damaligen Stärke der väterlichen Ungnade; allein es gelang ihm doch endlich, dieser Zudringlichkeiten durch eine der feinsten Wendungen ein Ende zu machen. Als man ihm nämlich viel von frohen Aussichten, von der Freiheit zu Reisen, zu Studiren und Poetisiren gesagt hatte, wofern er der Succeßion entsagen würde, so erklärte er zulezt, daß „wenn sich sein Vater entschliesen wollte, in einem öffentlichen Manifeste zu erklären, daß er nicht sein leiblicher und ehelicher Sohn sey, und daß er ihn nur aus diesem Grunde von der Thronfolge ausschliese, so möchte er den Prinzen August Wilhelm zu seinem Nachfolger ernennen.„ Durch diese Erklärung zeigte der Prinz, wie genau er schon damals seinen Vater kante. Er wuste, daß dieser seine Gemahlin, die er, wie ein anderer christlicher Ehemann, geradezu seine Frau nannte, viel zu sehr liebe und auch viel zu erhabene Begriffe von ehelicher Treue habe, als daß er sich ein so unchristliches, seine Frau so tief beugendes Bekenntniß würde abzwingen können. Diß alles waren Vorbereitungen auf eine traurige Revolution, bei der Leben und Tod des Prinzen in die Waagschalen gelegt wurde; eine Revolution, die auch wirklich nicht ohne Blutver-

vergiesen vorüber ging, und die nur durch ihre glücklichen Folgen die ersten tragischen Eindrücke etwas vermindert.

Zu den obigen Umständen, die Vater und Sohn so sehr gegeneinander aufbrachten, kamen noch andere, die das Mißverständniß unterhalten musten. Männer, auf die der König groses Vertrauen sezte, hinterbrachten ihm oft allerlei bedenkliche den Prinzen betreffende Nachrichten. Ein erzürnter Vater ist gewöhnlich leichtglaubig. Er erfuhr es, wenn der Prinz sich eine andere Speise, als blose Hausmannskost hatte bereiten lassen; erfuhr es, wenn er mit einem silbernen Besteck as, überfiel ihn und ahndete ein solches Vergehen gegen alle deutsche Sparsamkeit, sogar mit thätlichen Handlungen. Der Prinz war indeßen den Kinderiahren entwachsen, und sehnte sich nach andern Verhältnißen. Zwar hatte ihm der König eine Compagnie bei seinem Leibregiment gegeben; allein gerade diese legte ihm noch mehr Zwang auf. Denn für einen Geist, wie in Friedrich lebte, muste die Einförmigkeit, diese Compagnie zu exerciren, dann in die Kirche zu führen, an ihrer Spize eine elende Predigt zu hören bald unausstehlich lästig werden. In andern Zerstreuungen, die nach dem väterlichen

Ge-

Geschmack gewesen wären, fand er Eckel und Mißvergnügen; darunter gehörte die Jagd, bei der ihn der sich selbst täuschende König sogar einst, als er absichtlich kein Thier erlegen wollte, dem Gelächter seiner Officianten preisgab; dahin die berühmte Tobacksgesellschaft desselben und seiner Generale, wo einst er und Prinz Heinrich mit dem Dampf von zwanzig Tobackspfeifen umnebelt, ihm zur Seite stehen muste. Lüstern durch solide Lectüre nach edlern Vergnügungen des Geistes, bat er zu wiederholtenmalen den strengen Vater, ihm zu erlauben, solche durch Reisen in fremde Länder aufsuchen zu dürfen. Allein alle Vorstellungen blieben fruchtlos. Es ist wahrscheinlich, daß zu ökonomischen Gründen auch noch die Besorglichkeit hinzu kam, der Prinz möchte in der Ferne nicht nur noch mehr vom Soldatenleben abgezogen, sondern wohl gar an Leib und Seele verderbt werden. Im Grunde ist es auch wirklich mit dem Reisen der Prinzen ins Ausland eine ganz eigene Sache. Ungeheure Summen werden, so wie man sie gewöhnlich veranstaltet, dem Staate entwendet, ohne daß iene dabei viel andere Dinge sähen, als etwann prächtige Tafeln und Aufzüge, Bälle und Opern, Feuerwerke und

Thierhazen, Wachtparaden und Zeughäuser. Unter zehen ist kaum einer, der Lust, Talente und Vorkenntniße genug hätte, die Stärke und Schwäche der Staaten, die einem ieden eigenthümlichen Vollkommenheiten und Gebrechen, die Verhältniße der Minister und Souverains, die Dinge, welche auf iene den stärksten Einfluß haben, die vorzüglichsten Anstalten zur Verbeßerung der Künste und Wissenschaften, der sittlichen und physischen Beschaffenheit der Länder, richtig kennen zu lernen. Bei den meisten ist der ganze Reisegewinn nicht der Reisesteuer werth, die gepreßte Unterthanen dazu erlegen müssen. Oft mag das ganze Land, in der feierlichen Stunde der Erbauung, seinen reisenden Prinzen Gott empfehlen, indeß dieser die unheiligsten Wege wandelt. Reiseten doch lieber die regierenden Herren öfters zu einander und schlössen dann dauerhaftere Freundschaftsbündniße, wie sie Prinzen noch nicht schliesen können. Fridrich kam also nicht nach Frankreich, nicht nach England und Italien, lernte aber desto beßer sein Vaterland und die Regierungsgeschäfte seiner väterlichen Staaten kennen. Indeßen nahm ihn doch der König einigemale mit auf seine kleinen Reisen im deutschen Reiche umher. Im

Jah-

Jahre 1728 nach Dresden in das berühmte königliche polnische Lustlager bei Mühlberg, das Friedrich August II erst in Sachsen und dann in Pohlen schlagen lies. Zwei Jahre darauf reiseten sie beide nach Leipzig, Coburg, Bamberg, Erlang, Nürnberg, Anspach, Augsburg, Stuttgard, Ludwigsburg, Mannheim, Darmstadt, Frankfurt und den Rhein hinab nach Wesel. Hier war es, wo der Prinz im Jahr 1730, im achtzehenden Jahre seines Alters, der väterlichen Strenge durch die Flucht entgehen wollte. Er ging schon einige Jahre mit diesem Gedanken um. Nur zween iunge Officiers von der Garde, Katt und Keith, die seine Vertrauten waren, und seine älteste Schwester, die Prinzeßin Friederike Sophie, nachmalige Marggräfin von Baireuth, wusten, nach seiner Meinung, allein um dieses Geheimnis. Der Lieutenant Katt scheint dem Prinzen mehrere Jahre in vorzüglicher Treue ergeben und ihm oft Berather bei den traurigen Verhältnissen mit seinem Vater gewesen zu seyn. Er hatte ihm also auch schon im sächsischen Lager, 2 Jahre vorher, wo der Prinz des Entweichens wegen einer erlittenen harten Behandlung zum erstenmal erwähnte, bewegliche Gegenvorstellungen gethan, ihm den

Aus-

Ausgang der Sache prophezeiht und diß alles noch in der Nacht wiederholt, da er ihm in Potsdam den lezten Besuch gegeben hatte. Allein der Prinz blieb auf seinem schon zu oft gefaßten Entschluß, sich angenehmere Tage durch ein so leichtes Mittel zu verschaffen. Seine Freunde entlehnten für ihn eine mäsige Summe Reisegeld und Katt muste in Holland ein Fahrzeug bereit halten, auf den sie insgesamt nach Engelland übersezen wollten. Diesen Zufluchtsort wählte der Prinz vorzüglich deswegen, weil zwischen seinen Eltern auf einer und dem Könige von Grosbritannien, Georg dem 2ten, als seiner Mutter Bruder, auf der andern Seite, bereits die Abrede war genommen worden, daß der Kronprinz von Preußen sich mit einer Tochter des Königs von Grosbritannien, und umgekehrt, der Kronprinz von Grosbritannien, sich mit einer preußischen Prinzeßin vermählen sollte. So behutsam, so weise auch die Vertrauten des Prinzen bei dem Proiekt zu Werke gehen mochten, so waren sie doch nicht schlau genug, dem spähenden Auge irgend eines Verräthers zu entkommen. Hatte selbst der französische Gesandte beim Antritt der oben erwähnten väterlichen Reise, seinem Hofe berichten können, daß der

Prinz mit einer Flucht umgebe, so konnte das gewagte Vorhaben wohl auch dem Könige Friedrich Wilhelm nicht verborgen bleiben. Der Prinz wurde noch in Wesel arretirt. Keith entkam durch die Flucht in Holland, von wannen er nach Portugall sezte; Katt aber wurde noch in Holland, durch einige vom König abgeschickte Officiers in Verhaft genommen, obgleich der Grospensionaire Anfangs gedrohet hatte, die fremden Officiers bei der geringsten Unternehmung aufhängen zu lassen.

Der Kronprinz wurde nach Cůstrin auf die Vestung gebracht, woselbst er in ein schlechtes Wohnzimmer, anfänglich ohne alle Bequemlichkeiten, eingekerkert war. Wenige Tage nach seinem Verhaft foderte man ihn an einen Ort, 5 Meilen von Berlin, um daselbst von einigen Staatsministern verhört und verurtheilt zu werden. Der Feldmarschall von Grumbkow war das Haupt der Commißion, der alle Fragen an den Prinzen that. Entschloßen war iede Antwort des leztern, der freimüthig erklärte, daß er sich niemals gegen die Ehrfurcht und Unterwürfigkeit, die er dem Könige seinem Vater schuldig sey, vergangen, wohl aber sich gezwungen gesehen habe, den harten Behandlungen, die ihm

ihm wären angethan worden, zu entgehen und nach Algier zu entweichen. Der Prinz verrieth dadurch, daß er Engelland, als den Gegenstand seiner Flucht, verschwieg, wahre Grosmuth, um nicht den König gegen einen Staat schon izt aufzubringen. Auch das grosbritannische Ministerium verbreitete aus gleichem Grunde, daß der Prinz eigentlich habe nach Frankreich fliehen wollen. — Die Commißion erkannte zulezt, daß der Prinz enthauptet zu werden verdient habe. Die Königin warf sich ihrem Gemahl, um das Leben ihres Lieblings, zu Füßen, wurde aber mit Ungestümm zurück gestosen; am Hofe herrschte stille Traurigkeit und unter der Nation laute Seufzer und Wehklagen. Auswärtige Mächte machten es sich zum angelegentlichsten Geschäfte, den erzürnten König zu besänftigen; allein sie wurden gewöhnlich mit der Antwort abgewiesen, daß sie sich nicht in seine Hausangelegenheiten mischen möchten. Universitäten wurden um Rath gefragt, und nur die Leipziger sprach zu Gunsten des Prinzen, daß er nämlich als Churprinz nur auf dem Reichstage gerichtet werden könne; eine Behauptung, auf die sich auch der Graf von Seckendorf stüzte, als ihn Karl der VI, in der Absicht, sich für den Prin-

zen

zen nachdrücklich zu verwenden, nach Berlin geschickt hatte. Ueber so viele Schwürigkeiten ergrimmte Friedrich Wilhelm nur noch mehr und erklärte einst im versammelten Rathe: „Wohl! will man mir in Berlin, als einem Reichsfürsten Feßeln anlegen, so gehe ich mit meinem Sohne nach Königsberg, da hänge ich doch alleine von Gott ab.„ Hier versezte ihm der ehrwürdige Probst Reinbeck — ein Theolog der noch werth war, daß er von einem Könige gehöret wurde, — „und diesem Gott wird Ihro Maiestät auch einst für das vergoßene Blut ihres Sohnes Rechenschaft ablegen müßen.„ Die fromme Heftigkeit, mit welcher dieser würdige Geistliche bei dieser Gelegenheit redete, trug unstreitig das meiste zur Besänftigung des Königs mit bei. Endlich entschloß sich dieser ein förmliches unparteiisches Kriegsrecht, wozu 30 Personen von erhabenem Rang erkohren wurden, über den „Gefangenen„ halten zu laßen. Und die waren die Männer, die dem Könige freimüthig erklärten, daß sie den Kronprinzen keines todeswürdigen Verbrechens schuldig fänden. Indeßen blieb der Prinz noch immer im strengsten Verhaft; keiner seiner lebenden Freunde durfte sich ihm nähern und selbst die toden,

Bü-

Bücher und Flöte wurden dem unglücklichen „Deserteur„ denn noch immer hielt ihn sein Vater für weiter nichts, schlechterdings versagt. Selbst das Licht must ihm zu einer bestimmten Stunde ausgelöscht werden; ein Umstand, der seine Leiden merklich würde vergrößert haben, wenn nicht ein Officier, der iedesmal die Wache bei ihm hatte, es gewagt hätte in fraudem legis zu handeln und das Licht in dem Augenblick, da er es ausgelöscht hatte, unter dem nichtigen Vorgeben wieder anzuzünden, daß ihm diß nicht verboten worden sey. Sehr wesentliche Gefälligkeiten erwies ihm, mit eigener grosen Gefahr, in dieser Gefangenschaft vorzüglich der damalige Präsident von Münchow, der überhaupt einer der vortreflichsten Staatsmänner in Preußen war. Dieser lies durch den Boden über dem Arrestzimmer ein Loch machen, durch welches er mit dem Kronprinzen reden, sein Mitleid bezeigen und Dienste anbieten konte. Da dieser über das schlechte Essen, Geschirr, Tischzeug, u. s. w. klagte, so lies ihm der Präsident das lezte von beßerer Beschaffenheit, und auch eine Partie Bücher in einem neuen Nachtstuhl, ohne daß es die Schildwache bemerkte, zubringen. Diesem würdigen Präsidenten erklärte

klärte der Prinz auch einst in seiner traurigen Lage, daß er auf die Thronfolge Verzicht thun, und sich von seinem Vater eine Pension nebst der Erlaubniß solche außerhalb Landes verzehren zu dürfen, ausbitten wolle. Allein der weitsehende Patriot widerrieth dieses dem bedrängten Prinzen, unter andern auch wegen der traurigen Folgen und Reue, die sicher bei einer solchen That nicht ausbleiben würden. Dieser gab den Ermahnungen zur Geduld und Hoffnung nach. Nie reuete ihn diese Beharrlichkeit, und noch als König lies er es dem weisen Berather in der Achtung, mit der er ihn auszeichnete, empfinden, daß er ihm einst in allerlei Nöthen ein treuer Freund gewesen sey. — Laß nun, mein Sohn! diesen bedauernswürdigen Prinzen auf einige Augenblicke in seinem öden Gefängniß allein, biß daß wir den Katt, den unglücklichen Lieutenant von Katt! wieder in seine Nachbarschaft werden gebracht haben.

Als dieser gefangene Officier nach Berlin zurück transportirt worden war, hatte er einen blosen Kittel von Leinwand an, wie die Reuter von dem Regiment Gens d'armes auser dem Dienst zu tragen pflegen, über der Weste seiner Uniform aber hing noch das Johanniterordens-

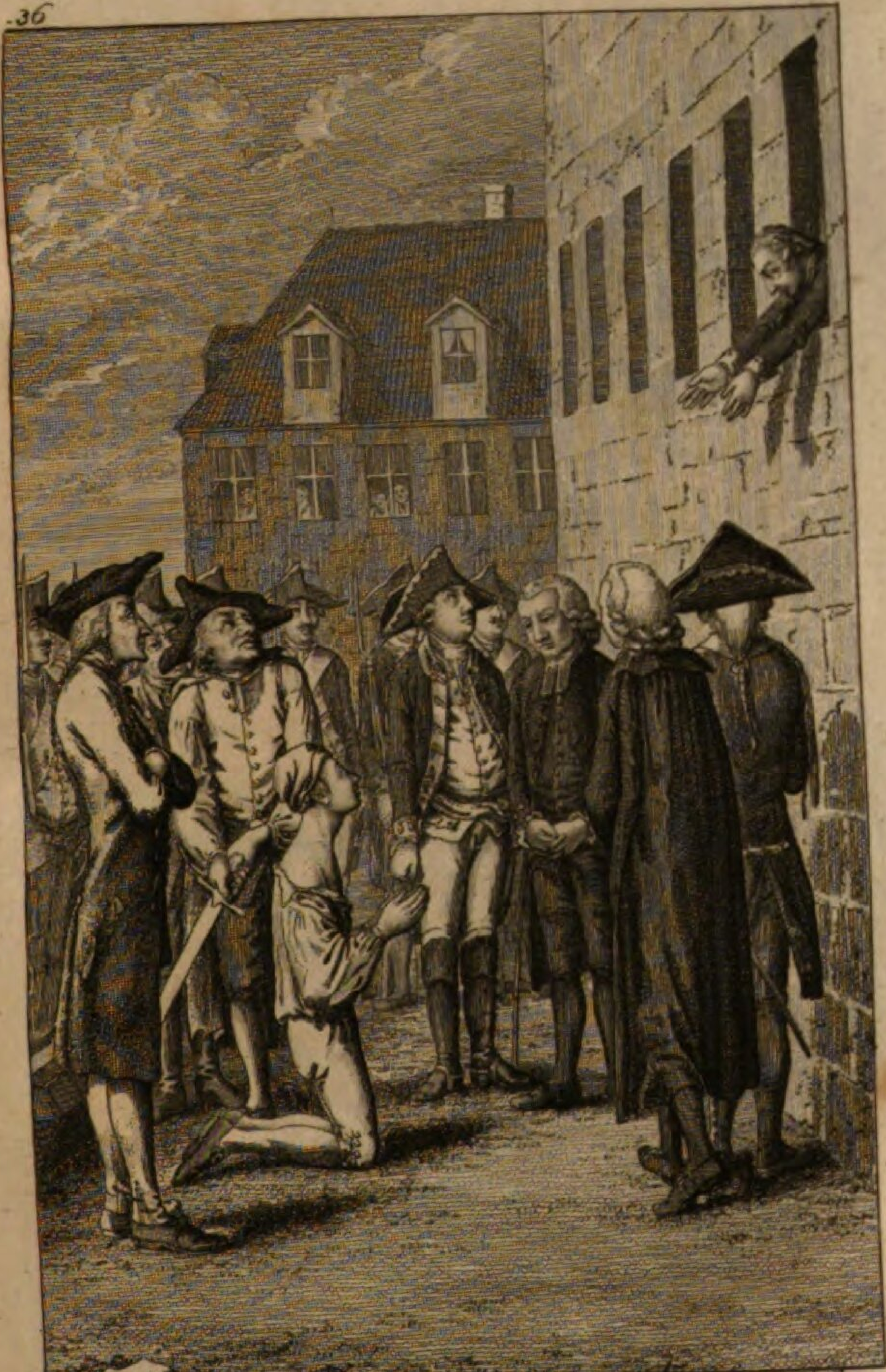
kreuz. Bei seiner Ankunft auf dem Schloße, riß ihm der Monarch erst das Ordenskreuz vom Leibe und dann gab er ihm, unter den heftigsten Worten, einen Stoß mit dem Fuß, und lies ihn wegführen. Da der König glaubte, daß seine älteste, oben erwähnte Prinzeßin, thätigen Antheil an des Prinzen vorgehabten Entweichung möchte genommen haben, so gab er ihr Faustschläge ins Gesicht und hätte sie wahrscheinlich gar aus dem Fenster gestürzt, wenn nicht die Königin und ihre Kammerfrau diese schreckliche Wirkung des Zorns noch verhütet und die Prinzeßin seinen Augen entzogen hätten. Das Kriegsgericht, welches über Katt sprechen muste, verdammte ihn nicht zum Tode, sondern lebenslang auf eine Vestung. Allein der erzürnte König war über diesen Spruch nicht nur äuserst unzufrieden, sondern änderte ihn am 2ten Nov. 1730 auch persönlich also um „daß er den Katt aus Achtung für seine Familie wolle enthaupten lassen, ob er gleich als ein Verbrecher gegen die Maiestät, als ein treuloser Gardeofficier gar wohl verdient hätte, daß er mit glühenden Zangen zerrißen und aufgehangen würde. Den Richtern zur Warnung fügte er diesem Spruch noch bei, daß auch er, der König, gelernt

lernt habe, was Recht und Gerechtigkeit sey, und nicht begreife, wie sie ein so gelindes Urtheil über ein so schweres Verbrechen hätten fällen können.„

Vergeblich verwand sich die Königin und das ganze königliche Haus beim Monarchen um Katts Begnadigung; vergeblich warfen sich ihm viele andere Personen, vergeblich Katts Vater und Grosvater, beides verdiente Generale in des Königs Diensten, um den unglücklichen Sohn zu Füßen; vergeblich schrieb Katt selbst an den König und an seine Eltern die rührendsten Briefe. Der Tod war über den iungen Freund des Peinzen unwiderruflich beschloßen! Am 4ten November must ihn der Maior des Regiments Gens d'armes, Herr von Schack, von Berlin nach Cüstrin abführen, woselbst er am 5ten November in Begleitung des Feldpredigers vom Regiment, Müller, ankam. Der Prinz wuste von diesem allen nichts. Unvermuthet traten am 6ten November 4 Grenadiers und der wachhabende Officier mit thränenden Augen in desselben Gefängniß und in diesem Augenblick glaubte er, man würde ihn selbst zum Tode abholen; allein der Officier befahl ihm nur vermöge des königlichen Willens an

das Fenster, das auf den Wall der Vestung ging, zu treten und daselbst das weitere zu erwarten. Als er sich diesem genähert hatte, erblickte er einen Kreis von Soldaten, seinen Freund Katt und einen Sandhaufen, bei dem dieser niederknien und von des Nachrichters Hand den tödlichen Streich empfangen sollte. Mit ausgestreckten Armen rufte der Prinz hinab: o Katt! Katt! verzeihen sie mir! — Ich sterbe getrost, erwiderte dieser, da ich nur Sie, mein Prinz, erst wieder gesehen habe. — Leben Sie wohl! — und mit einem Hieb sank Katts Haupt zur Erde und der Prinz am Fenster in Ohnmacht. — So hatte denn dieser bedauernswürdige 22jährige junge Mann für ein Vergehen gebüßet, zu dem ihn unvorsichtige Freundschaft, die dem Menschen in diesen Jahren so natürlich, aber an den Höfen ganz besonders gefährlich ist, verleitet hatte. Katt erhielt kein anderes Monument, als das Bedauern Friedrichs und der Zeitgenoßen. Jedes andere würde Friedrichs raschen Vater herabgewürdigt und Katts und des Prinzen unläugbares Vergehen nicht nur nicht ausgetilgt, sondern sogar noch bei der Nachwelt gebilligt haben.

36



A. W. Küfner inv. del et sc.

Leben Sie wohl, mein Prinz!

Erschütternd war der Eindruck, den diese Hinrichtung auf den Prinzen machte. Nur die-
sem und dem von Natur sanften Herzen dessel-
ben ist es zuzuschreiben, daß er nachmals so
selten und so schwer Todesstrafen unterschrieb,
die er doch auch nie, um etwann eine sonder-
bare Art von Empfindelei zu affectiren, in sei-
nen Staaten ganz aufhob. Erst am Nachmitta-
ge war er im Stande sich dasjenige vom Feld-
prediger erzehlen zu lassen, was ihm Katt am
Abend vor seinem Tode an den Prinzen aufge-
tragen hatte. Das wesentlichste bestund darin-
nen, „daß er, Katt, die Schuld seines Todes
weder dem Kronprinzen, noch dem Mangel sei-
ner eignen Klugheit beizumessen habe. Demü-
thig unterwerfe er sich dem harten Schicksal,
das Gott wegen seines Ehrgeizes und seiner Re-
ligionsverachtung über ihn verhängt habe. Der
Prinz möchte doch nie gegen den König, seiner
Hinrichtung wegen, Groll nähren, sich vielmehr
ienem geduldig unterwerfen, und überhaupt der
freundschaftlichen Ermahnungen eingedenk seyn,
die er ihm einst zu Brandenburg, zu Dresden
und Potsdam zu geben sich erlaubt hätte.„

Der König hatte dem Feldprediger den Be-
fehl gegeben, bei dieser Hinrichtung sich zu be-

mühen, das Herz des Prinzen herum zu bringen. Würde er gute Entschließungen bei ihm wahrnehmen, so solle er solche zu bevestigen suchen und ihm dem Könige von Zeit zu Zeit genaue Nachricht von den Fortschritten seiner Besserung ertheilen. Sollte aber auf Seiten des Prinzen sich das Gegentheil ergeben, so solle er ihn ungesäumt verlassen und nach Berlin zurückkehren. — Schon dieß muste den Prinzen für den Feldprediger einnehmen, daß er der lezte Vertraute seines Katts gewesen war. Er bekannte sich also gegen ienen ohne Zurückhaltung für schuldig und reuevoll. Der Feldprediger konnte hierauf mit gutem Gewissen dem Könige schreiben, daß der Kronprinz sich bekehre, Gott und seinen Vater um Vergebung bitte, in der Bibel lese und sich seine Irrthümer in Ansehung der absoluten Gnadenwahl und der Fatalität benehmen lasse. Er bekenne auch, daß er sich in den Verhören der seinetwegen verordneten Commission sehr vergangen habe. Würde ihm damals nur Ein Freund beweglich und ohne Drohungen zugeredet haben, so würde er nimmermehr in solche Abweichungen gerathen seyn. Er fürchte, daß er die Gnade des Königs nie wieder erlangen werde; denn schon so lange hab er sie erbeten

und

und sähe noch nicht die geringste Spur von derselben. Vielmehr müße er aus des Feldpredigers Besuche schliesen, daß er auch ihn zum Tode bereiten solle. Auf diesen Bericht gab der König dem Feldprediger die weitere Instruction, daß er den Prinzen noch fernerhin zur ernstlichen Reue über seine Sünden, die er gegen Gott, gegen seinen Vater, gegen sich selbst und seine Honneur durch sein Geldborgen und Desertiren begangen habe, ermahnen möchte. Da nun der Feldprediger ihm hierauf auf sein Gewißen versicherte, daß die Sinnesänderung des Prinzen aufrichtig sey; so muste er diesem andeuten, daß ihn zwar sein Vater noch nicht ganz pardonnire, ihn aber doch aus unverdienter Gnade, des scharfen Arrests entlassen, ihm aber doch Leute zugeben wolle, die auf seine Conduite Acht geben würden. Er solle also wieder in der Stadt Cüstrin umher- aber mit keinem Fuße auserhalb derselben gehen dürfen. Es würden ihm auch Geschäfte übertragen werden, mit welchen er vom Morgen bis auf den Abend zu thun haben sollte. Vorher aber würde er einige Officiers vom ersten Rang zu ihm schicken, denen er einen feierlichen Eid schwören sollte, daß er dem väterlich-königlichen Willen in al-

lem vollkommen nachleben wolle. Diesen Eid solle er laut, deutlich und redlich nachsprechen und ehrlich halten. Werde er aber wieder umschlagen und auf die alten Sprunge kommen, so solle er Krone und Chur bei der Succeßion, und nach Beschaffenheit der Umstände, wohl gar das Leben verliehren.

Der Prinz, gerührt über die zurückkehrende Gnade seines Vaters, die ihm durch das vorgezeigte Schreiben an den Feldprediger documentirt wurde, versicherte, daß er sich zu allen diesen Bedingnißen um so williger verstünde, da er vom Könige erwarten dürfte, daß er ihm in der Eidesformel nichts vorschreiben würde, als was väterlich und ihm dem Prinzen zu halten möglich wäre. Um in diesem Puncte desto gewißenhafter zu Werke zu gehen, lies sich dieser von den Commißarien noch vor der Handlung, sowohl die zu beschwörenden Puncte, als auch die Eidesformel selbst, zur Beurtheilung einhändigen.

Innerhalb dieser Gefangenschaft des Prinzen, in Cüstrin, must er sich, vermöge eines strengen väterlichen Befehls, auf die Finanz- und Regierungswißenschaft legen, und in dieser Absicht, sowohl bei der Kriegs- und Domainen

Kam-

Kammer, als auch bei der Regierung daselbst arbeiten. Hatte er einst zur Buße Sprüche und Lieder lernen müßen, so muste er nun Acten lesen, Relationen machen, Rechnungen abnehmen, und den Sizzungen, so wie ieder andere Rath, beiwohnen. So vortheilhaft ihm diese strengen Bußübungen in der Zukunft wurden, so lästig scheinen sie dem iungen Dichtergenie, das freilich in solchen Gegenständen wenig Nahrung findet, damals gewesen zu seyn. Denn oft machte er es in den schläfrigen Sizzungen, wie iunge Denker in schlechten Predigten; er las französische Werke, statt Acten einzusehen, oder zeichnete auf diese die beisizenden Räthe in Carricaturen, diesen mit einem Horn an der Stirne, ienen mit einer Karte oder Bouteille in der Hand, u. dgl. Indessen scheint er, wie alle gute feurige Köpfe, mit viel Leichtigkeit gearbeitet und die Erwartung seines Vaters ziemlich befriedigt zu haben. Denn daß es dieser nicht blos beim Befehlen bewenden lies, beweist unter andern auch diese Anecdote. Als einst von der Domänenkammer drei Arbeiten des Prinzen nach Potsdam eingeschickt wurden, daran derselbe nur eine ganz geschrieben und die beiden andern blos unterzeichnet hatte;

so schrieb der König dahin zurück: Frize muß nicht allein unterschreiben, er muß auch selbst arbeiten.

Achtzehen Monathe hatte der Prinz in dieser lästigen Gefangenschaft, die ihm nur seine Bücher und Flöte etwas erleichterte, unter allerlei ihm drohenden Auftritten, hingebracht; achtzehen Monathe die väterliche Strenge standhaft erduldet und gewissermaßen erzwungene Buße gethan, als endlich auch sein Erlösungstag erschien. Diesen soll die Vermählung seiner ältesten Schwester mit dem Erbprinzen Friedrich von Baireuth vorzüglich beschleuniget haben. Denn der erzürnte Vater schien über dem Gehorsam und dem Glück der Tochter die Fehler des Sohnes gänzlich vergessen zu wollen, zumal da schon vor dieser Vermählungsperiode verschiedene zu Potsdam anwesende Fürsten und Gesandten sich beim Könige nachdrücklich um des Prinzen Befreiung verwendet hatten. Jener vertraute also einer Kammerfrau der Königin, daß er seiner Gemahlin eine große Freude machen und auf das Vermählungsfest ihrer Tochter auch ihren so oft beweinten Liebling, den Prinzen, zurückberufen wolle. Diese bestärkte ihn in seinem Vorhaben, bat sich aber

die Erlaubnis aus, der Königin, wenigstens nur ganz von weitem, einige Hofnung zu dieser angenehmen Ueberraschung machen zu dürfen, weil ihr ausser diesem die plözlich wirkende Freude leicht tödlich werden könnte. Diese Erinnerung fand beim Könige Gehör; und ohne daß weiter ein Mensch von seinem wirklichen Entschluß etwas wuste, war der Vermählungstag, der 20ste November 1731, erschienen. Die Feierlichkeiten geschahen auf dem Schloße zu Berlin. Die glänzendste Gesellschaft saß am Mittage an der Tafel, nur der König nicht, sondern dieser ging herum und ermunterte durch seine Munterkeit die Gäste zum Essen und Trinken. Die Königin saß in dem großen Saale oben an und erwartete ängstlich froh das Zeichen, welches ihr die Kammerfrau im Nebenzimmer zu geben versprochen hatte, so bald der König mit dem Kronprinzen in den Saal treten würde. Jene hielt Wort, allein die Königin sah nicht empor, sondern nur auf den vor ihr stehenden Teller, aß und sprach mit ihren Nachbarn so lange, bis der König mit dem Prinzen vor ihr stand. Dann erst schoß ihr Blick in die Höhe, sie sprang auf vom Stuhl, schlug die Hände empor und rief mit frohem Erstaunnen: o mein Sohn!

Diesen gab ihr der König mit den Worten: se- het Madame! da ist nun der Friz wieder. Es wäre wohl überflüßig, wenn ich dir, mein Lie- ber! erst sagen wollte, daß diese Wiedererschei- nung des Prinzen am Hofe frohen Eindruck ge- macht habe. Das ehemalige Seufzen nach ihm hatte sich auf einmal in so laute Freude ver- wandelt, daß der König beinahe darüber miß- muthig geworden wäre. Vielleicht vermuthest du, daß sich nun der Prinz vorzüglich mit seiner liebsten neuvermählten Schwester werde unter- halten haben? Und gerade diese floh er auf das sorgfältigste, biß es ihr endlich gelang, sich mit ihrem erlösten Bruder vertraut unterreden zu können. Da nun die Prinzeßin ihren Schritt, den sie wider des Prinzen Willen, in der ein- gegangenen Vermählung gethan hatte, damit entschuldigte, daß sie die Freiheit eines zärtli- chen Bruders, mit der Aufopferung der ihrigen, hätte erkaufen wollen; so erwiderte ihr dieser mit Lebhaftigkeit, glaubst du, ich hätte nicht ster- ben können? Obgleich der Prinz damals iene Partie für seine Schwester, der er sie unter der Hand schon von Cüstrin aus widerrathen lies, nicht schicklich fand, so machte er doch in der Folge die angenehme Erfahrung, daß iener Ge-

mahl

mahl ihrer vollkommen würdig sey und beide, die Schwester und der Schwager, iene Liebe lebenslang verdienten, die er ihnen in einem kritischen Augenblicke versagen wollte. Es wird kaum eine Art von gegenseitiger Zärtlichkeit unter den Grosen genennt werden können, mit der sie nicht sämtlich einander, selbst in den mißlichsten Lebensperioden, begegnet wären. Diese nachmalige Marggräfin zu Baireuth war von ieher die gröste Theilnehmerin an den Schicksalen des Prinzen; war mit seiner Seelenstimmung immer in der besten Harmonie und hatte seinetwegen viele harte Begegniße von ihrem Vater erdulden müßen. Den Tag ihres Todes nannte Friedrich den schrecklichsten seines Lebens, weil er an demselben, es war der 14 Oct. 1758, auser dieser geliebtesten Schwester auch die Schlacht bei Hochkirchen und in derselben samt seiner Artillerie, auch einige seiner besten Generale verlohr. Dieser Fürstin hat er, nahe bei seinem neuen Schloß unweit Sanssouci, den Tempel der Freundschaft also geweihet, daß er ihr Bild in Marmor gehauen zum ewigen Zeugniß, wie lieb ihm diese Schwester gewesen, darinnen aufstellen ließ.

So war denn einer der härtesten Kämpfe des Prinzen vorüber, bei deßen Beendigung du, mein Sohn! vielleicht mit mir bedauerst, daß nicht von den Zeitgenoßen die Art und Weise der ersten Zusammenkunft des Vaters und des Sohnes bemerkt worden ist. Nimm indeßen zu einiger Schadloshaltung folgende Anecdote. Als nemlich der Prinz vor seinem Vater erscheinen sollte, wollte man ihn auch überreden, einen Degen anzulegen; allein er soll mit Hinsicht auf den König, der ihn in Arrest geschickt hatte, freimüthig erklärt haben: „der mir den Degen nahm, muß mir ihn wieder geben.„ Wen diese Erklärung beleidigen kan, der bedenke, daß der Prinz ehehin immer als Soldat behandelt worden war, folglich sich auch iezt wieder iener Verhältniße eingedenk betragen muste, wenn er den väterlichen Zorn nicht aufs neue reizen wollte.

Niemals hat Friedrich, weder als Prinz noch als König, auch nur einen Schein von Rache gegen seine damaligen Beleidiger blicken laßen, wohl aber hat er dasienige treulich gehalten, was er dem Präsidenten von Münchow, mit dem er sich kurz vor seiner Abreise von Cüstrin über diesen Gegenstand sehr traulich unterhielt, zugesagt hatte, nemlich „er sammelte feurige

Kohlen

Kohlen auf das Haupt seiner Feinde," die es ohnehin gröstentheils nur des Vaters wegen äuserlich zu seyn schienen. Sogar iene Männer, die das Todesurtheil über ihn gesprochen hatten, behielt er nicht nur als König in seinen Diensten, sondern sorgte auch nach der Beschaffenheit ihres personellen Werthes für ihre und ihrer Kinder Erhöhung, wie die beiden von Derschau, Vater und Sohn, schon hinlänglich beweisen können. Glaube nicht, als hätte er diß gethan, weil ihm die damals handelnden Personen nicht bekannt geworden wären; nein, mein Sohn! noch im Jahre 1751 lies er sich die Inquisitions-Acten aus dem geheimen Archiv bringen, las solche, Gott weiß, mit welchen Empfindungen, und schickte sie dann versiegelt wieder dahin zurück, als wollte er weder durch die förmliche Publikation derselben seinen grosen Vater und dessen Diener entehren, noch auch durch eine gänzliche Zernichtung der Geschichte auf immer einen fruchtbaren Stof zur Unterhaltung entziehen.

Von

Von des Königs Vermählung; seiner Residenz zu Rupin und Rheinsberg, biß zu seines Vaters Tode.

Der Prinz war neunzehen Jahre alt, als er aus dem Zustande eines Arrestanten, wieder in die Rechte und Würden eines Kronprinzen, die aber noch wie ehedem ziemlich umschränkt blieben, versezt wurde. Seines neuen Glückes noch kaum recht froh, schien es ihm abermals den Rücken kehren zu wollen. Er sollte nämlich, Kraft des väterlichen Gutbefindens, sich in seinem zwanzigsten Jahre vermählen, aber nicht, wie einst unter den Eltern verabredet worden war, mit einer grosbritannischen Prinzeßin, sondern es sollt ihm nur unter drei andern vorgeschlagenen eine Wahl gelaßen werden. Der Prinz äuserte seine Bedenklichkeiten: allein der König hob diese mit den gewöhnlichen auffallenden Gründen seiner Art; kurz Friedrich muste sich so gut, als viele andere Prinzen und Prinzeßinnen, nach ienem veriährten politischen Zwang fügen, der, troz aller physischen und moralischen Sträubungen, die Hände der Fürstenkinder in ihren frühen Jahren vertheilt, wor-

auf

auf gewöhnlich ihre Herzen der Gram frühzeitig verödet. Es wurde ihm also am 12 Junius 1733 die schon damals bewunderte Prinzeßin Elisabeth von Braunschweig-Bevern, eine Niece der römischen Kaiserin, auf dem herzoglich-Braunschweigischen Lustschloße Salzdahlen angetrauet. Hatte wirklich der Kaiserliche Gesandte, Graf von Seckendorf, der durch diese Vermählung den Prinzen soll für Oesterreich zu gewinnen gesucht haben, wesentlichen Antheil an der Stiftung derselben, wie die historische Tradition berichtet, so möcht ich beim Andenken an die erhabnen, selbst vom Neid bewunderten Eigenschaften dieser noch lebenden Königin, alle die übrigen Opfer vergeßen, die er von Zeit zu Zeit als Unterpfänder der Treue seinem Herrn von Potsdam aus brachte. Ihr natürlich gutes Herz, durch die edelsten Grundsäze zu hoher Tugend geleitet, gab ihrer körperlichen Schönheit sehr seltenen Werth. Daß eine Gattin ihren Gatten liebt, verdient kaum als Tugend gepriesen zu werden; daß aber diese Prinzeßin ihrem Gemahl Friedrich, der sich ihr mit einer Art philosophischer Enthaltsamkeit lebenslang entzog, über ein halbes Jahrhundert mit unwandelbarer Treue und Liebe still ergeben blieb, ver-

dient noch nach Jahrhunderten Bewunderung. Dieß Verdienst hat ihr Friedrich nicht nur überhaupt oft, sondern noch besonders gegen seinen gepriesenen Neveu, den iezt so glorreich, so menschenhold regierenden König, in den Worten seines Testamentes zugestanden: „Nie seit meiner Regierung, nie betrübte mich die Königin, meine Gemahlin, ihre ausdauernde Tugend verdient Achtung und Zärtlichkeit.„ Niemand schien indeßen über diese neue Verbindung vergnügter zu seyn, als Friedrichs Vater, der überhaupt eben so heftig liebte, als er haßte. Nie betrachtete er seine schöne, herzgute Schwiegertochter, ohne die Bemerkung entweder laut oder im Stillen zu machen, wie es doch möglich sey, daß sein Sohn bei einer solchen Schönheit ungerührt bleiben könne.

Vielleicht, mein Lieber! möchtest du mich hier gerne fragen: ob denn etwann Friedrich überhaupt Misogyn gewesen sey? — Nein! vielmehr hatte er frühzeitig viel Empfänglichkeit für das andere Geschlecht geäusert, ob ich gleich hierbei nicht zum Beweise des Mährgens erwähnen möchte, daß er schon im 11ten Jahre seines Alters in die englische Pinzeßin Anna verliebt gewesen sey. Allein ein früher Umgang

mit

mit den schönen Künsten und Wißenschaften, seine eingeschränkte Wahl in Absicht einer Gemahlin, seine immer fortwährenden Kriege, seine Beschäftigungen mit wichtigen Plänen und Entwürfen, die selten in der Nähe des Frauenzimmers gedeihen, sein Umgang mit den Soldaten, sein sorgenvolles unstetes Leben scheinen unter den bekannten Ursachen vorzüglich gewirkt zu haben, daß er in seinen männlichen Jahren von allen Arten der Unterhaltungen mit dem weiblichen Geschlechte sich zurückzog. Doch hat er demselben nie die Achtung versagt, die ihm unter sittlichen Nationen zugestanden ist; er schäzte vielmehr, wie schriftliche Denkmale beweisen, bis an seinen Tod Damen, von deren Talenten und Herzensgüte er überzeugt war; aber sauer wurde ihm persönlicher Umgang mit ihnen, weil er weder im Cirkel seiner Freunde und Soldaten, gewohnt war, seiner Zunge, die iedes Ding mit seinen natürlichen Nahmen gerade heraus nannte, Feßeln anzulegen; noch auch bei Unterhaltungen mit dem andern Geschlecht, den Wohlstand und die Schamhaftigkeit wißentlich beleidigen wollte.

Nach der Vermählung erhielt der Prinz vom Könige die Grafschaft Rupin zum Leibgeding.

ding. In der Hauptstadt derselben gleiches Nahmens residirte er alsdann mit seiner Gemahlin; hier lag sein Regiment in beständiger Garnison; hier versammelten sich allmählig Künstler und schöne Geister im erhabnen Sinne des Worts. Da aber der König das Landstädtchen Rheinsberg, das mit seinen tausend Einwohnern mitten im Sande an den Gränzen von Mecklenburg, 2 Meilen von Rupin und 10 von Berlin liegt, erkauft und dem Prinzen geschenkt hatte, so zog er sich allmählig mit den Seinigen ganz dahin und nur das Regiment blieb, wie bisher, in der alten Residenz Rupin, zurück. Friedrich fand zu Rheinsberg kaum etwas anders, als ein altes verfallendes Schloß und verödende Gärten in der reizendsten Lage. Fast biß an die Mauern des Schloßes spielten die Wellen eines weitläuftigen Sees und über denselben zeigte sich ein Amphitheater eines Eichen- und Buchenwaldes. Dieser herrlichen Lage entsprechend, lies er das Schloß und die Gärten verschönern und erweitern. Dieß geschah innerlich und äusserlich in einem Geschmack, den man noch in der Vollendung bewundern muß, die Rheinsberg durch den großen Bruder Friedrichs, den Prinz Heinrich, der es noch glücklich zu Europens

Lust bewohnt, erhalten hat. Schon hier äuserte sich in den Verzierungen die Vorliebe des Kronprinzen für sanfte Farben, dergleichen ihm die hellviolete, himmelblaue, celadon und Fleischfarbe auch noch nach den blutigsten Kriegen blieben sind. In dem Herrn von Knobelsdorf, einem der grösten architektonischen Genien, die ie in Brandenburg lebten, besas Friedrich schon damals den geschmackvollen Freund, der seine schönen Ideen aufs glücklichste erreichte und ausführte. Die ganze Metamorphose, die mit Rheinsberg vorgegangen war, schien dem schlecht und gerechten Vater, der sich wenig um schöne Säulen und Obelisken, Tempelchens und Kunsthecken, Statuen und Gemählde, Irrgärten und Lustschiffe und andere Werke des Kunstfleißes bekümmerte, noch eher zu gefallen, als die Inschrift, die über ein schönes Portal zum innern Hofe eingegraben war: Friderico tranquillitatem colenti — Friedrich dem Freunde der Stille. Diese Worte schienen ihm eine neue Weissagung zu seyn, daß dieser Prinz einst als Regent seinem Hang zur Musik und Gemächlichkeit, das Wohl des Staats nachsezen werde.

Ehe aber Friedrich sein Tuskulum, wie er Rheinsberg öfters nannte, wirklich ganz bezie-

hen und daselbst nach seinem Geschmack philosophiren konte, must er vorher, im Jahre 1734, seinen Vater hinab an den Rhein begleiten. Lezterer wollte nämlich die 10000 Mann, welche er daselbst zur kaiserlichen Armee stosen lies, um gegen den Marschall von Berwick zu kämpfen, nicht nur unter seinen Augen, die Lorbern oder den Tod finden sehen, sondern es solte auch dabei sein Prinz, von ihm und dem großen Prinzen Eugen von Savoyen, der damals die Reichsarmee commandirte, das Kriegführen recht practisch erlernen. Allein keiner dieser Endzwecke wurde erreicht. Eugen war schon zu alt, als daß er, deßen Schatte kaum noch gegenwärtig war, große Lust zum Schlagen hätte äusern sollen; die ganze Expedition bestund in langsam- und kunstlosen Zügen und Gegenzügen; der König, der mit seinem Prinzen immer in der Mitte seiner Soldaten unter Zelten schlief, bekam einen Anfall von der Waßersucht und muste schon im August das Lager wieder verlaßen. Nach dem Verluste von Philippsburg wurde der Prinz befehligt, ihm zu folgen. Er führte also die Truppen biß Frankfurth am Main persönlich, reisete aber dann alleine über Anspach und Baireuth, wo er seine beiden

geliebs

geliebten Schwestern besuchte, nach Potsdam zurück.

Bei dieser Expedition war es, wo der Prinz, der, um sein Leben gleichsam doppelt zu leben, in seiner Jugend überaus wenig schlief, mit einigen andern iungen Leuten den Versuch machte, gar nicht zu schlafen, sondern immer thätig zu seyn. Laut seiner eigenen öftern Erzählung, habe er diß, durch den Gebrauch des Coffees, vier Tage ausgehalten, sey aber dann von seiner Natur, deren Blut feuriger als iemals gewallet habe, überwältigt, und selbst bei Tisch von ihr zum Schlaf genöthigt worden.

So wenige Gelegenheit auch der Prinz bei diesem Zuge hatte, seine kriegerischen Talente zu zeigen, so richtig weissagte doch schon damals aus seinem Betragen Eugen, daß er einst ein großer Feldherr werden würde. Wenn Unerschrockenheit in Gefahren wesentliche Eigenschaft eines solchen ist, so bewies diese schon damals Friedrich im hohen Grade. Denn als er bei Philippsburg mit einigen Begleitern die Linien untersucht hatte, und bei seiner Ruckkehr mit den feindlichen Canonen begleitet wurde; so blieb er dabei in solcher Faßung, daß er wie vorher,

 immer

immer gleich ruhig fort ritt, gleich ruhig wie vorher dabei etwas aß, und sich mit den ihn begleitenden Officiers unterredete.

Der Prinz fand bei seiner Zurükkunft nach Potsdam seinen Vater so krank, daß dieser sich aller Regierungsgeschäfte begeben und sie ienem überlaßen muste. Ueberhaupt wurde seit dem Jahre 1732, der König seinem Sohn immer gnädiger zugethan, weil sich dieser wirklich immer mehr in seinen im Grunde sehr edeldenkenden Vater richten lernte. Wahrscheinlich hat auch die bald nachher erfolgte Zurückberufung des kaiserlichen Gesandten, viel zu der folgenden glücklichern Epoche des Prinzen beigetragen, wie aus deßen Briefen zu schliesen seyn möchte. Dießmal erholte sich Friedrich Wilhelm wieder und nach seiner Genesung schickte er seinen Frizen, der während der Krankheit ihm so kindlich treu beigestanden, durch intereßante Gespräche und Tröstungen, so oft die Schmerzen gelindert hatte, unter der Begleitung des Prinzen Leopold von Dessau, nach Stettin, um die dasigen Vestungswerke in Augenschein zu nehmen. Auf dem Rückwege besuchte er den Hof zu Schwedt, wo eine seiner Schwestern an den Marggrafen vermählt war, und kurz darauf den unglückli-

chen Stanislaus König von Pohlen, der sich nach Königsberg geflüchtet und durch die standhafte Erduldung seiner widrigen Schicksale sowohl, als durch seinen philosophischen Geist sehr merkwürdig gemacht hatte. Mit diesem stiftete er eine Freundschaft, die nach dem Zeugniße des Briefwechsels, biß an den Tod deßelben unverbrüchlich fortgedauert hat.

Laß uns nun diesen, schon damals allgemein geliebten Prinzen, dem selbst seine überstandenen Leiden Verehrer erworben hatten, auf längere Zeit nach Rheinsberg begleiten, wo es uns so wenig, als seinem großen Erbauer an Unterhaltung fehlen wird. Mehr als alle natürliche und künstliche Schönheiten dieser prinzlichen Residenz, müssen dich die Freunde und Gesellschafter ihres vortreflichen Eigenthümers interessiren, die er sich selbst so weißlich zu wählen wuste. Um einen derselben, um den iungen Grafen Chasot aus der Normandie, hatte er schon bei seiner Rheinexpedition, wo sie sich im französischen Lager kennen lernten, so ernstlich geworben, daß ihm derselbe nach Rheinsberg nachfolgte. Dieser nachmahlige Busenfreund Friedrichs, der mit seinem gefälligen Wesen, lebhaftem Wiz, hellem Verstand und hohem Kriegs-

 talent

talent sein freundschaftliches Zutrauen so reichlich belohnte, wurde in der Folge auch der merkwürdige Held, der als Major unter dem tapfern Dragoner-Regiment Baireuth, in der Schlacht bei Hohen-Friedberg 66 feindliche Fahnen nach heisem Kampfe erbeutete. Zur Ehre Friedrichs und zur Ermunterung edler Krieger seye es gesagt, daß nach dieser That nicht nur die Grafen Chasot zu ihrem angebohrnen Wappen unter andern rühmlichen Vermehrungen auch noch einen halben gekrönten schwarzen Adler im silbernen Felde samt dem Nahmen Hohenfriedberg mit der Zahl 66 beigefügt erhielten, sondern daß auch der Mutter des Helden noch ganz besonderer Dank für einen solchen Sohn, schriftlich mit beigefügten Geschenken, vom Könige abgestattet wurde. Jener konnte nur biß zum Jahre 1752 in des Freundes Diensten bleiben, auf die Empfehlung des leztern wurde er Commendant zu Lübeck; aber mit dieser Entfernung kam er noch nicht aus des Königs Herzen. Denn nur wenige Jahre vor desselben Tode reisete Chasot noch einmal nach Potsdam; Friedrich empfieng seinen alten Freund aufs zärtlichste und mit veriüngten Gefühlen erinnerte sich iener nicht nur der Stunden, die sie in ihrer Jugend mit einander

verlebt hatten, sondern er behielt auch die Söhne des leztern in seinen Diensten.

Minder geschmeidig im Umgang war der immer in tiefes Denken versenkte Herr von Knobelsdorf. Der Prinz hatte ihn, um seinen Bau- und Kunstgeschmak zu vervollkommnen, dem Kriegsdienste entzogen und nach Italien reisen lassen. Er kam wirklich weit gebildeter zurük und war zu Rheinsberg im gesellschaftlichen Umgang der gründlichste Lehrer nicht nur des Prinzen, sondern auch aller derer, die sich mit ihm über seine Lieblingswissenschaften, Baukunst, Zeichenkunst und Mahlerei unterhalten wollten. Im Jahre 1753 starb er zu Berlin als geheimer Finanzrath und Oberlandbaudirector, und Denkmal seines Ruhms bleibt, unter so manchen durch seine Direction aufgeführten königlichen Gebäuden, besonders das Schloß Sans Souci. Ein Zeitgenoße sagte von diesem Manne, der bei seinem großen Geiste auch Treue und Redlichkeit biß zum Tode bewahrte, daß, wenn er den Verstand als eine Person mahlen würde, so müste ihm Knobelsdorf dazu sizen.

Einen beinahe gleich ernsthaften, nur noch etwas geselligerern Freund, besas der Prinz am Jordan, der mit seinem hohen Verstande sich

zugleich

zugleich die weitläuftigsten Kenntniße erworben hatte. Jordan war bereits Geistlicher einer Gemeine gewesen, fühlte sich aber theils zu schwach am Leibe, theils zu arm am Geiste, als daß er lange der Kanzel und dem Altar hätte vorstehen können. Er legte also den Priesterrok bei Seite und wendete sich wieder zu den schönen Wissenschaften, denen er schon als Student gehuldigt hatte. In ihrer Begleitung durchreiste er Holland, England und Frankreich, kam nach Rheinsberg, und wurde vom Prinzen statt des Kragens mit dem Degen und einer lebenslänglichen innigsten Werthschäzung beschenkt. Beißender Wiz, schärfer als Salz, quoll unaufhörlich aus des kleinen schwarzen Mannes Munde, dem iedoch selbst die Hofleute das Lob der reinsten Ergebenheit an seinen erhabenen Freund und unwandelbare Rechtschaffenheit, zugestehen musten. Da der Prinz zur Regierung kam, machte er ihn zum geheimen Rath und endlich zum Vicepräsidenten seiner Akademie, auf welchem Posten er schon 1745 in seinen besten Jahren starb.

Unter den geschäztesten Freunden des Prinzen stund der Baron Dietrich von Kayserling, ein Curländer, den er öfters nur seinen lieben Cä-

sarion, seinen kleinen Ambassadeur im Reiche der Vernunft, im irdischen Paradiese nannte, mit oben an. Sein Charakter war einer der wunderseltsamsten von der Welt, im Ganzen aber sehr liebenswürdig. Ein sehr hoher Grad von Lebhaftigkeit, der leicht wieder in den solidesten Ernst überging; eine brausende Seele, die wieder so sanft empfinden konnte, ein sprudelnder Wiz, der wieder in bündigen Reden von weit höhern Talenten zeugte, weitläuftige und ganz verschiedene Kentnisse, die er oft mit Etourderien auslegte, mit Bisarrerien verbarg, waren die Bestandtheile desselben. Friedrich schien sich diesen Mann zum großen Generale erziehen zu wollen, allein er starb in seinen frühen männlichen Jahren 1745, noch als Obrister und Generaladiutant in desselben Diensten. Zu diesen vortreflichen Männern, die in Rheinsberg einander immer mehr ausbildeten, und denen Friedrich nach ihrem Tode selbst die vortreflichsten Lobreden hielt, gehörten auch immer einige der besten Officiers von des Prinzen Regimente; gehörten einige vortrefliche Mahler, Pesne und Buißon, einige der berühmtesten Tonkünstler, die beiden Graun und Benda; der rechtschaffene Hofprediger des Champs und der so gelehrte

als wizige Baron von Bielfeld, dem wir so manche schöne Nachricht von dem damaligen Leben des Prinzen verdanken müssen. Unter vielen andern ist diese sehr auffallend, daß der König, gereizt durch seine kränklichen Umstände, öfter drohete, diese wirklichen schönen Geister in Rheinsberg mit einander aufheben und nach Spandau sezen zu lassen. Da aber der Prinz doch auch seine Anhänger in Berlin hatte, so gaben sich nicht nur diese Mühe, das iedesmalige drohende Ungewitter abzuleiten, sondern berichteten es auch dem Prinzen, um seine Maasregeln darnach nehmen zu können.

Nicht minder glüklich war für die Kronprinzeßin, die in der Liebe zu den Künsten und Wissenschaften ihrem Gemahl nichts nachgab, in Absicht der mit ihr daselbst lebenden Damen gesorgt worden. Auch diese trugen durch ihre Schönheit, Talente und Charaktere nicht wenig dazu bei, dem Hofe einen ganz eigenen Glanz zu geben. Hier wohnte nun iedermann wie in vollkommner ländlicher Freiheit; iedermann benüzte kärglich und weise die Zeit, die denkenden Menschen so kurz und nicht denkenden so langweilig vorkommt. Hier wurden die Vormittage weder verschlafen noch mit üppigem Frühstüken,

Puz

Puz und andern Hoftändeleien vergeudet, sondern, nach dem Beispiel des Prinzen, arbeitete iedermann in dem, was ihm izt Beruf war, biß zur Mittagsstunde für sich alleine. Diese schlug aber zu desto höhern Freuden. Denn nur wenige Tischgesellschaften in der Welt mögen iener zu Rheinsberg an Unterhaltung gleich kommen. Denke dir, Sohn, iene Groupe schöner und männlicher Geister, die insgesammt ihren Mutterwiz noch durch das Lesen der besten Schriften aller Art gebildet, zum Theil auch durch Reisen und Feldzüge, durch Umgang mit großen und kleinen Menschen, einen unermeßlichen Schaz von Bemerkungen, Charakteren und Anecdoten sich gesammelt hatten; denke dir iene in dem Cirkel eines Prinzen, der die ersten Funken so klüglich zu locken wuste, wenn einer den andern entzünden sollte, der keinen mit ungnädiger Miene auslöschte, auch wenn er ihm selbst etwas nahe kam, und du wirst mir zugestehen, daß hier der Stof zur Unterhaltung weder ausgehen, noch auch, wie diß der Fall so oft an den Tafeln der Großen ist, einförmig oder nichtswürdig werden konnte.

Den größten Theil des Tages brachte der Prinz auf seiner Bibliothek zu, die in einer

wohlgewählten Sammlung der besten französischen Originalwerke und Uebersezungen der vorzüglichsten lateinischen und griechischen Classiker bestund und sich nicht sowohl durch die Menge als durch die Güte der darinnen befindlichen Bücher auszeichnete. Biß in die lezten Jahre seines Lebens sezte er die damals begonnene Lectüre in einigen Stunden des Tages fort, und gewisse Schriftsteller, in denen die Weisen und die Thoren, die Helden und die Feigen Griechenlands und Roms pragmatisch aufgeführt waren, wie im Herodot, Thucydides, Xenophon, Plutarch, Tacitus, Sallustius, Livius, Curtius, Nepos, Valerius, Polybius, Caesar, Vegetius und andere, wurden von ihm nicht nur wiederholt gelesen und benuzt, sondern auch andern noch im Alter mit Enthusiasmus empfohlen. Friedrich glaubte daher auch einen geschikten Officier nicht besser ehren zu können, als wenn er ihm, nach einer tapfern That, einen römischen Zunamen beilegte. Lernt, künftige deutsche Männer! lernt in dieses Prinzen Bibliothek die Bücher liebgewinnen, durch die der Denker, wie der schöne Geist, der Held wie der Staatsmann sich bilden muß. Bücher, aus denen er unstreitig die ersten Entwürfe zu ienen bewunderns-

dernswürdigen Bewegungen und Kriegsexpeditionen sammelte, durch die er seine zahlreichen Feinde besiegte; Bücher, bei denen Friedrich so oft bedauerte, daß er sie nicht in ihrer Ursprache lesen konte, und die doch unsere, noch iüngsthin so romansüchtigen deutschen Söhne weder deutsch noch französisch lesen wolten.

Die Abende widmete der Prinz gewöhnlich, zur Erholung, der Musik und hielt kleine Concerts auf seinem Zimmer. Nur wenige geladene Kenner, oder drei biß vier andere Personen von Geschmack, durften dabei erscheinen, weil derselbe, so weit er es auch auf der Flöte gebracht hatte, sich doch nie gerne, vermöge des hohen Grades von Bescheidenheit, die ihm noch als König eigen war, bei seinem Blasen von vielen hören lies. Ansaz, Geschwindigkeit und Ausdruck war ihm auf diesem Instrumente schon damals im hohen Grade eigen; doch leistete er im Adagio am meisten. So lange diß von seinen Lippen floß, war es auch eine unaufhörliche Schöpfung neuer Gedanken. Da er einige Kenntniß vom Generalbaß, ohne dem alle musikalische Fortschritte Stümperei sind, und von der Sezkunst hatte, so verfertigte er selbst viele eigene Werke, Arien, Sonaten, Concerte und

über hundert Solos, die er auch wohl öfters seinen großen musikalischen Lehrern, besonders seinem damaligen Kapellmeister Graun, zur Correctur vorlegte. Quanz war der, noch heut zu Tage in seinen Arbeiten geschäzte Tonkünstler, der dem Prinzen zu iener großen Vollkommenheit auf der Flöte brachte und deßen Compositionen er am liebsten studierte. An diesem hat aber Friedrich auch noch als König bewiesen, wie wahrhaft er seine Lehrer biß zu ihrem Tode geliebet habe. Quanz erhielt für iedes Concert, das er dem großen Kenner seinem Schüler noch als König lieferte, hundert Dukaten und bei seinem Sterben hatte er bereits das dreihundertste unter den Händen. Mit einer gleich königlichen Milde zahlte er ihm auch iede neu überbrachte Flöte, wenn er sie bei ihm bestellt hatte. Auf eine so gefällige Art hat der König nicht nur dieses Künstlers Wohlstand ansehnlich verbeßert, sondern auch noch in den lezten Tagen seines Lebens sich um die Speisen und Arzneimittel deßelben so theilnehmend bekümmert, daß er diese selbst vorschrieb, wie er bei mehrern Personen, die er vorzüglich liebte, zum Beispiel auch bei seiner Baireuthischen Schwester, zu thun gewohnt war. Wären die

Wir-

Wirkungen seiner Verordnungen immer den übrigen Wirkungen seiner Liebe gemäs gewesen, so hätten mehrere von Friedrichs Lieblingen erst mit seinem Tode sterben müßen. Wie ernstlich der Prinz auch selbst bei dieser Erholungswissenschaft, der Musik, nach dem höchsten Grade von Vollkommenheit gestrebet habe, möchte wohl auch sein Betragen zu erkennen geben, mit dem er einst einen Schüler von Quanz vor sich blasen hörte. Der König erstaunte über die Talente des iungen Künstlers, allein er äuserte zugleich eine Kälte gegen Quanz, die diesem auffallen muste. Einige Tage nachher rückte ihm der König vor, daß er ihn vernachläßigt habe; denn er sey gewiß nicht minder fleisig gewesen, als der Schüler, der ohnlängst vor ihm gespielt hätte. Der König söhnte sich erst dann wieder mit seinem Lehrer aus, als ihm dieser, der von einem andern bei ienem Schüler angewandten Mittel sich hatte verlauten laßen, nach langem Weigern endlich durch Pantomime gestund, daß es Mittel gewesen, die bei Prinzen gewöhnlich nicht anwendbar wären. Biß zum lezten bairischen Kriege blies er auf diesem Instrument, dem zu Liebe er sich von Jugend auf die Morgenruhe verkürzt hatte, täglich eine und auch mehrere

Stunden; allein wegen einiger ihm abgegangenen Zähne, muste er sich eine Erholung versagen, die so oft, wenn durch Regierungslast und Kriegsgeschrei sein Geist gedrückt verstimmt war, ihm seine natürliche Heiterkeit zurückgezaubert hatte. Hat er sich wirklich seit dieser Periode, zum Zeitvertreib mit der Scheere täglich öfter die Nägel und Barthaare beschnitten, wie einer der berühmtesten Sammler seiner Charakterzüge berichtet, so wäre diß Geschäft freilich eine traurige Schadloshaltung für den König gewesen, wenn er hätte aus wirklicher Geistesarmuth, wie so mancher Erbsenspieler, zu ihr seine Zuflucht nehmen und dabei allen andern eindringenden wichtigen Gedanken entsagen müßen. Friedrich spielte auch etwas Clavier, aber nie mit sonderlicher Fertigkeit.

Die Tonkunst also, in Verbindung mit Poesie, die er beide selbst übte und andere bildende Künste, mit deren sanften Reizen er sich so gerne unterhielt, gaben unstreitig seiner Seele iene iugendliche Sanftheit, die man zwar oft in seinem spätern Charakter übersehen hat, aber für ein geschärftes Auge, selbst bei den blutigsten Scenen, die er mitspielen muste, noch sehr leserlich blieb. Denn daß in seinen männlichen

und Greisen-Jahren wirklich manche harte Handlung durch ihn zu Schulden kam, war Folge des traurigen Geschicks der Feldherren und Könige überhaupt, das sie uns als Menschen kennen lehrt, indeß sie der kurzsichtige Pöbel als Tyrannen verschreit.

Ein edler Ehrgeiz scheint allerdings frühzeitig in den Handlungen des Prinzen leidenschaftlich mit gewirkt zu haben; dieser erhielt seine gleich edle Wißbegierde, die bereits eine glückliche Richtung erhalten hatte, immer in Thätigkeit und beide wurden die Triebfedern, daß er zu Rheinsberg einen gelehrten Briefwechsel mit mehrern der berühmtesten, deutschen und ausländischen Gelehrten unterhielt. Er schrieb zuerst, und über alle Beschreibung verbindlich an sie, pries ihre Talente und Schriften und erbat sich Belehrung. Da sich nun von ieher die Gelehrten nicht leicht umsonst von den Großen der Erde loben liesen, so stiesen auch diese stark in die Trompete, um der Welt sich selbst dadurch noch bekannter zu machen, indem sie ihr den vollendeten Philosophen, den Dichter und Redner zu Rheinsberg ankündigten. Der Prinz selbst erhielt in den Antworten seiner philosophischen Correspondenten zwar oft seine Geistes-

bedürfniße befriedigt; aber viele enthielten auch so übertriebene Ausbrüche von französischer Höflichkeit, daß man ienem einen sehr hohen Grad von Einbildung von sich selbst beilegen müste, wenn man glauben wolte, er habe diß alles für reine Wahrheit angenommen. Algarotti, Gravesande, Maupertuis, Voltaire, Manteufel, Wolf, Suhm, Rollin, Fontenelle und andere waren die Männer, mit denen er so lange als Prinz sich schriftlich unterhielt, biß er sie grö- stentheils, mit seiner Thronbesteigung, persönlich an sich ziehen konte. Dieser Briefwechsel nüzte ihm wenigstens so viel, daß er dadurch immer aufs neue veranlast wurde, über philosophische und Gegenstände des Geschmacks nachzudenken; aber zugleich lernte er auch dadurch die französischen Schriftsteller immer mehr liebgewinnen, und unter diesen keinen mehr als Voltaire, deßen Bild er alleine in seiner Bibliothek zu Rheinsberg „wie ein Palladium im Allerheiligsten des Schloßes„ aufgestellt hatte.

Auch mit dem Philosophen Wolf, der bereits in Marburg, wie vorher in Halle, mit gröstem Beifall lehrte, machte sich der Prinz in manchem Betracht viel zu schaffen. Friedrich Wilhelm hatte, vorzüglich durch den theologischen

logischen Consequenzenmacher Lang getäuscht, diesen Philosophen, als einen Mann, der gotteslästerliche und Menschen gefährliche Dinge lehre, bei Strafe des Aufhängens befohlen, innerhalb 24 Stunden die preußischen Lande zu verlassen. Der Prinz schäzte nichts destoweniger diesen Denker, der die Beweise für Gottes Daseyn vielmehr in helleres Licht gesezt und Halle so viel Ehre gemacht hatte, nach seinen Verdiensten, lies sich einige seiner Werke ins Französische übersezen, und studierte besonders dessen Metaphysik mit anhaltendem und prüfendem Fleiße. Durch allerlei Wendungen brachte er es endlich so weit, daß sein Vater eine Untersuchungscommißion, die halb aus reformirten und halb aus lutherischen Geistlichen bestund, niedersezte, um die Anschuldigungen zu untersuchen, die man den wolfischen Schriften gemacht hatte. Der Philosoph wurde gerechtfertigt und der König that alles, um ihn seiner Universität wieder geben zu können. Allein iener wolte einen Monarchen, bei dem die damalige hallische Bigotterie alles galt, und die sich doch nie, samt ihrer Schrifterklärung, mit Wolfens Metaphysik und Moral vereinigen konte, nicht wieder in die Verlegenheit bringen,

durch eine zwote Verbannung abermals an ihm beweisen zu müssen, daß ihn seine Theologen auf Kosten der Philosophie mißbrauchten. Wolf kehrte erst nach Friedrichs Regierungsantritt nach Halle mit einem Triumph zurük, den seine Feinde am meisten verherrlichen musten; aber auch dieser gekrönte Freund seiner Philosophie stimmte seine Begriffe etwas herab, so bald er ihren Urheber persönlich kennen lernte, und zu seinem Erstaunen einen Mann fand, der ohne Welt und Geschmak, ohne Wiz und Lebhaftigkeit, ohne Anstand und Geistesgegenwart, bei iedem Ausdruk eine Verlegenheit zu erkennen gab, die Friedrich an seinen französischen Gelehrten nicht gewohnt war. Daß doch selbst Philosophen, wenn sie mit Königen und Fürsten reden, sich nicht lebhaft zu dem Gedanken erheben können: auch diese sind Menschen!

Wolf erinnert mich noch einmal an Suhm, den ehemaligen chursächsischen Gesandten zu Berlin und Petersburg, in den der Prinz nicht nur zwischen den Jahren 1720 bis 1730, wo er sich beständig in Berlin befand, schon viel Zutrauen sezte, sondern den er auch noch nach seinem Rappell, da er noch öfters daselbst war, zu seinem innigsten Vertrauten machte. Suhm war zu

Genv

Genv und Paris gebildet worden. Dieser Umstand und seine Neigung zur Philosophie wären schon allein zureichend gewesen, den Prinzen für ihn einzunehmen, wenn er auch nicht andere Eigenschaften des Herzens gehabt und ienem nicht andere wichtige Dienste geleistet hätte. Oft unterhielt sich Friedrich biß Mitternacht mit Suhm von der Philosophie und Staatskunst, und bei der Trennung ersezten sie sich diese Unterhaltungen durch die zärtlichsten Briefe, die den schönsten Beitrag zur Geschichte Friedrichs in den Jahren 1736 biß 1740 liefern. Diesem philosophischen Freunde entdekte der Prinz öfter seine oekonomischen Verlegenheiten; diesem seine körperliche Schwäche, die er sich durch iugendliche Verirrungen zugezogen und die ihn zum Arzt gemacht hatten; diesem allerlei politische Ereignisse und Kränkungen, die er von seinen Gegnern zu erdulden hatte; diesem schilderte er lebhaft und wiederholt das Ungemach, das ihm und seinen Brüdern ihr Vater dadurch verursache, daß sie Zeit und Gesundheit mit dem ewigen Exerciren, „mit dem Puppenspiel so vieler Fürsten, mit kindischem militarischen Prunk, mit einförmigen Rechts- und Linksum„ töden müßten; diesem, wie sehr sein Herz nur

für Wissenschaften lebe, wie gierig er sich mit Wolfs Metaphysik, die er von ihm stükweise in französischer Uebersezung erhielt, unterhalte, und über seiner Seele gegenwärtige und künftige Existenz sich daraus belehre; diesem schrieb er noch im Jahr 1737, als man aus seiner Unruhe bei Münnichs Siegen über die Türken die allerersten Spuren von seiner künftigen Liebe für hohen Kriegsruhm bemerkte, die schönen und rührenden Worte: „ach Lieber, sagen Sie mir nicht von Heldenanlagen, es sei denn in Absicht auf Freundschaft! Gehört zu einem Helden ein gutes Herz; gilt Treu und Menschlichkeit eben so viel als des Siegers und Erobereres wilde Kriegswuth; vertritt die kluge Auswahl von Menschen, die sich zu uns passen, iene erhabene Geisteskraft, die große Plane erfindet; ist ein guter Wille, Sanftheit, besser als die rastlose Geschäftigkeit von Menschen, die gebohren scheinen, die Welt unter sich und über sich zu werfen: o dann, und allein nur unter solchen Bedingungen bin ich ein Held. Aber aus Güte und Sanftheit wird ein guter Bürger, und kein großer Mann; und darum bin ich auch wahrlich nicht so eitel, um den geringsten Anspruch zu machen auf einen großen Nahmen!

men! Lieber, o viel lieber bin ich ein treuer Freund, mitleidig für das Elend der Menschen; lieber bin ich Mensch, da man es doch blos dadurch ist, daß man andern Menschen so viel Gutes thut, als man, in seiner Lage, kann und vermag.„ Dieser Freund, dem Friedrich noch in seinen Kindern und Kindeskindern, wie ein wahrer Vater, unaussprechlich Gutes that, hielt Friedrich Wilhelm gleichfalls für einen der vorzüglichsten wolfischen Freigeister, die seinen Sohn verführten, und deswegen seine ganze Ungnade verdienten.

Jene theils obengenannte, den Prinzen immer persönlich umgebende, theils auch hier erwähnte abwesende Freunde waren es, durch die er sich so manches kleine Leiden versüssete, so manches Bedürfniß befriedigte. Denn da die meisten derselben Ausländer waren, so hielt er sich durch sie nicht nur für den Abgang des Reisens ins Ausland schadlos, sondern er erzog sich auch zum Theil in ihnen die Generale, Ministers und Gesellschafter, die nachmals seiner Länder Zierde wurden, und nie als müssige Favoriten, die nur eine kleine Weile um den Abgott Weihrauch streuen, durften zu Tode gefüttert werden. Jedem seiner Freunde wuste Friedrich

drich bei seiner Thronbesteigung den Plaz anzuweisen, zu den ihn die Natur und Kunst bestimmt hatte. Durch Arbeit muste ieder sein Brod, das in Friedrichs Gesellschaft wie Manna schmeckte, verdienen; durch Arbeit sich ieder selbst goldne Berge häufen, wer darnach lüstern und nicht mit Friedrichs weise vertheilter Gnade und kärglichem Solde zufrieden war.

Wie vortreflich dieser Prinz seinen Hang für den gesellschaftlichen Umgang zu befriedigen und aufs nüzliche zu leiten verstanden habe, beweiset die von ihm zu Rheinsberg gestiftete Ordensverbindung mit iungen Helden, denen er den Beinahmen der Ritter ohne Furcht und ohne Tadel gab. Der berühmte Bayard war ihr Ordensheiliger und der tapfere und fromme General Fouque ihr Grosmeister. Der Ton und das Costum dieser 12 Bayardsritter, die sich bey ihrer Aufnahme neue Nahmen gaben, war ganz den alten biderherzigen Ritterzeiten angemessen. Friedrichs Ordensnahme hies: der Beständige! Das Ordenszeichen war ein Schwerd auf einem Lorbeerkranze, mit der Umschrift: Sans peur et sans reproche. Die Ritter beschäftigten sich mit der Geschichte der alten und neuen Helden, mit der Untersuchung der schwersten Aufgaben in der

Taktik,

Taktik, kurz, mit der Vervollkommung der Kriegskunst überhaupt, und niemand, dem die nachmaligen Verdienste iener Ordensglieder bekannt sind, wird läugnen, daß sie ihren großen Zwek erreicht haben. Wie weit zwekmäsiger waren doch die Gegenstände iener iugendlichen Verbindung gegen dieienigen, die noch heutzutag von verbündeten Thoren aus allerlei Ständen beabsichtet werden!

Diese vernünftige Ordensliebe war es auch, die ihn trieb mit den Freimäurern sich zu verbrüdern. Die nächste Veranlassung war folgende. Zu Loo, wo der König Friedrich Wilhelm und sein Kronprinz dem Prinzen von Oranien im Jahr 1738 einen Besuch abstatteten, fiel das Gespräch einst bei Tafel auch auf die Freimäurer. Der König gegen diese durch seine Geistlichen eingenommen, drükte sich sehr nachtheilig über sie aus; allein ein anwesender Graf von der Lippe wurde ihr freimüthiger Vertheidiger. Diesem entdekte der Prinz nach der Tafel, daß auch er wünsche, mit nächstem zu Braunschweig, wo nun sein Vater hinreise, in den Orden aufgenommen zu werden. Diß geschah auch wirklich und zwar in einer Mitternachtsstunde, die von einigen Ordensgliedern vorher mit dem Prinzen

zen verabredet worden war. Auf diese Weise blieb denn die Aufnahme desselben und des Grafen von Wartensleben, seines vertrauten Freundes, dem Könige eben so unbekannt als die innere Ordensbeschaffenheit selbst. Lebenslang gab Friedrich diesem Orden Beweise von Achtung, ob er sich gleich in der Folge den Arbeiten desselben allmählig entzog, weil er höhern Verpflichtungen leben muste. Indessen hat er doch, kurz nach seiner Thronbesteigung, zu Charlottenburg Loge gehalten und als Meister vom Stuhl drei Prinzen in den Orden aufgenommen.

Friedrich, der so oft laut erklärte, daß ein müßiger Prinz ein eben so unnüzes Geschöpf auf Gottes Erde sey, wie ieder andere Müßiggänger, benüzte, um dieser Gewißensrüge ganz zu entgehen, seine übrigen Stunden zu allerlei schriftlichen Aufsäzen. Ich verstehe aber unter diesen nicht iene obenerwähnten Briefe, ob sie gleich zum Theil, besonders die an Voltaire und die Marquise dú Chatelet, eher gefälligen metaphysischen und physischen Abhandlungen, als Briefen ähnlich sind; nicht iene an den Staatsminister von Grumbkow, seit 1732 biß 1739 geschriebenen, die die feinsten und richtigsten Bemerkungen über Staats- und Regierungsange-

legen-

legenheiten, die ihm iener von Zeit zu Zeit berichten muste, enthalten; sondern ich meyne vorzüglich seine im Jahr 1736 verfertigte „Betrachtungen über den gegenwärtigen Zustand des europäischen Staatensystems„ und seinen Antimachiavell. Schon im erstern dieser Bücher verdient seine Bekanntschaft mit den verschiedensten Theilen der Geschichte, sein politischer Scharfblick über die Regenten und Staaten seiner Zeit, und seine erhabene Seele in den Grundsäzen, Bewunderung. Von ähnlichem Gehalt ist das zweyte. Der erste Gedanke, Machiavells politischen Traum, wie er mit allen sophistischen Schlingen geträumt war, zu widerlegen, begann beim Prinzen im Jahr 1739. In diesem Jahre schrieb er darüber folgendes an Voltaire, den er als seinen literärischen Vormund betrachtet. „Alles wälzt sich noch in meinem Kopf umher, und es wird der Beistand irgend einer Gottheit nöthig seyn, wenn dieses Chaos entwickelt werden soll„ und einige Monathe nachher: „ich glaubte ganz rasch an meine Schrift gegen den Machiavell gehen zu können, aber ich finde nun, daß iunge Leute oft ein wenig zu feurig sind. Um mit dem bekannt zu werden, was schon gegen ihn geschrieben worden ist,

hab

hab ich eine unendliche Menge Bücher lesen müssen und brauche nun noch einige Zeit, um alles gehörig zu verdauen.„ Noch im Jahre 1740 war das Buch beendigt. Er schickte es an Voltairen mit diesen Worten: „Mein theurer Freund! — Mit der heutigen Post schick ich Ihnen die Hefen meiner Arbeit, und bitte Sie, mir ihre Kritik darüber mitzutheilen. Ohne Eigenliebe will ich Alles darin zu revidiren und zu verbeßern suchen, wovon Sie glauben, es sey nicht werth dem Publikum vorgelegt zu werden. Ich spreche in dem Antimachiavell von allen großen Fürsten zu frei, als daß ich ihn unter meinem Nahmen bekannt machen könte; daher bin ich entschlossen, ihn, wenn ich ihn erst verbessert habe, anonymisch in den Druk zu geben. Lassen Sie indeß alle Anzüglichkeiten, die Sie unnöthig finden, über die Klinge springen, und sehen Sie mir keine Fehler gegen die Reinheit der Sprache nach.„ Voltaire änderte, besonders im 15 und 16 Kapitel, auch wirklich so viel, daß Friedrich, als er die von ihm besorgte erste Ausgabe erhielt, solche unterdrükt zu wissen wünschte. Sie wurde auch wirklich, so weit als es möglich war, wieder von Voltaire aufgekauft. Indessen fing Friedrich gera-

de

de mit der Erscheinung seines Buches an, ienen Gegner, mit dem er es als Prinz in Worten so glücklich aufgenommen hatte, auch als König noch weit stärker durch Thaten zu widerlegen. Es lautete vortreflich, wenn er in der Vorrede zu seinem Buche, das in kurzer Zeit in 5 Sprachen übersezt wurde, schrieb: ich wage es, die Vertheidigung der Menschlichkeit gegen ein Ungeheuer zu unternehmen, das dieselbe ausrotten will; ich wage es, Vernunft und Gerechtigkeit den Sophismen und Lastern entgegen zu stellen,, aber noch weit vortreflicher werden dir, mein Sohn! diese Worte dann lauten, wenn du in der Regierungsgeschichte dieses Königs wirst gelernt haben, wie viel er für Vernunft und Gerechtigkeit, die beiden großen Angelegenheiten der Menschheit, auch wirklich gethan hat.

Neben diesen Arbeiten machte der Prinz noch viele französische Verse und andere kleine Aufsäze. Auch diese Producte seines Geistes unterwarf er der Critik seines Voltaires, und schrieb oft sogar in Versen an ihn und andere seiner Freunde, wenn er Verse zur Durchsicht überschikte. Dieser Hang, der Prose in Briefen iene unterzumischen, scheint ihn erst in seinen spätern Lebensiahren verlassen zu haben. Wirst du

einst mit den poetischen Arbeiten dieses Genies bekannter geworden seyn, dann wirst du mir zugestehen, daß Anlage, zu einem der ersten Dichter, darinnen unverkennbar sey, wenn anderst zu diesem eine feurige Einbildungskraft, Reichthum an Bildern, Stärke der Sprache, Bekanntschaft mit mannigfaltigen Gegenständen, Fülle des Herzens und herrschender Drang zum Dichten vorzüglich mit erfordert wird. Nach meinem Geschmak haben die Verse dieses Prinzen kaum einen andern Fehler, als daß sie, da sie doch schnell niedergeschrieben wurden, iene kritische Läuterung seiner Freunde nicht durchaus erfuhren, die einigen hohe Vollkommenheit gab. Selbst Voltaire, der ihn sehr unbillig nur einen blosen Versemacher nannte, mag Gedichte eines Prinzen, die so viel Gutes hatten, mit schonender Critik behandelt und seinen Geist, den iener dem Franzosen nicht nur durch die höchsten Lobeserhebungen, sondern auch durch materielle Geschenke so reichlich vergütete, doch nur kärglich an sie gespendet haben. Es bleibt indessen ein schöner Zug in dem Charakter eines Prinzen, wenn er sich die Verbesserung seiner Arbeiten so angelegen und den Tadel derselben so willkommen seyn läst.

So erwuchs auf dem weichen Polster der Philosophie zu Rheinsberg der Held, der nicht frühzeitig seine moralische Größe Schau trug, nicht frühzeitig affectirte ein Eroberer zu werden. So machte er sich vertraut mit den Wissenschaften und Künsten, die nicht nur den sanften sondern selbst den großen Regenten bilden. So theilte er weißlich die Tage seines Aufenthalts zu Rheinsberg, zwischen ernsthaften Berufsgeschäften und anständigen Erholungen. Diese fand er öfter in ländlichen Festen und Bällen, die seine geschmackvolle Anordnung, sein meisterhafter Tanz, über das gewöhnliche verschönerte. Aber dieienigen seiner Zeitgenoßen teuschten sich sehr, die aus ienen ländlichen Lustbarkeiten, in dem künftigen preußischen Thronerben nur einen maitre de plaisir weißagten. Wer wird indeßen erwarten, daß nicht auch zu Rheinsberg, wo alles zur Freude gestimmt war, dann und wann das Maas derselben überlaufen und die Wirkungen ausgebrachter Gesundheiten alle Schaltiahre einmal ienen etwas ähnlich werden sollten, die noch im vorigen Jahrhundert an den meisten deutschen Höfen alltäglich waren. Schon in den Prinzeniahren wurde der Champagner, selbst bei den reizendsten Veranlassungen, nie

Friedrichs Meister; ob er gleich lebenslang seine natürliche Heiterkeit, durch einen mäsigen Genuß jenes Weins, vermehrte. Ich kenne in unserm Jahrhundert nur zween wahrhaft große Männer, die in Ansehung der Enthaltsamkeit von Liebe und Trunk sich vollkommen ähnlich waren und diese sind Cook und Friedrich. Beide wirkten auch gleich stark auf die Welt, nur ieder nach seiner Art.

Aber hat nicht Friedrich in seinen iugendlichen Jahren auch manche Schwäche zu Schulden kommen laßen, die einem Prinzen weniger, als iedem andern ziemte? — Leider, mein Sohn! leider reizte ihn gerade ein Feldprediger zu einer Art von lustiger Rache und in der Uebung derselben zum Fall. Als nämlich der Prinz das Regiment zu Neurupin bekommen hatte, stellte sich der Feldprediger deßelben einigemal um die Zeit der Tafel bei ihm ein, weil er bei dem vorigen Obristen gewöhnlich des Mittags gespeiset hatte. Der Kronprinz aber lies ihn nicht nur immer mit leerem Magen abgehen, sondern drückte sich auch in Gegenwart der Officiere etwas geringschäzig über ihn aus, welches allerdings dem Ansehen des Predigers und seiner Lehre nachtheilig werden muste.

muste. Dieser schlug indeßen einen sehr unrechten Weg ein, sich schadlos zu halten. Er brachte den Prinzen auf die Kanzel und deutete auf ihn höchst ungeschickt die Geschichte des Herodes und der Herodias. Um ihn dafür zu strafen, begab sich der Prinz mit den iungen Officieren des Regiments in einer Nacht nach des Feldpredigers Wohnung. In dieser wurden erst die Fenster der Schlafkammer eingeworfen, der Feldprediger mit seiner schwangern Frau durch die Officiers aus dem Bette in den Hof und zulezt sogar in eine Mistpfüze geiagt. — Diese und etliche andere ähnliche Anecdoten pflegte Friedrich noch im Alter über Tische im lustigen Tone zu erzehlen und sahe es gern, wenn die Anwesenden und selbst die Pagen darüber lachten. Allein es war diß eine blose Folge vom starken Drang des Königs, zu unterhalten; nicht aber solche Thaten den Zeitgenoßen als rühmliche zu empfehlen. Wie oft behält eine, uns im stillen kränkende Handlung, durch ihre komischen Nebenumstände, so viel Macht über uns, daß wir ihrer nicht nur nie vergeßen, sondern auch nie ohne Lachen erwehnen können. Ueberdiß verdient ein Prediger, der seinen Privat-Haß gegen den Sohn seines Königs, zur Sache der

Religion macht, strenge Züchtigung. Friedrich fehlte nur in der rechten Wahl derselben.

Aus diesem Beispiele, mein Sohn! wirst du schliesen, daß man ganz furchtlos die jugendlichen Vergehungen dieses Prinzen müße gesammelt und daß er wenige von Belang könne zu Schulden gebracht haben, da bei allem Streben, das Böse wie das Gute von ihm zu sagen, unter den Tausenden von Anecdoten aus seinem Leben, kaum noch 2 mit dieser in eine Claße gestellt werden können. Solche Handlungen bleiben immer tadelswürdige; aber sie müßen von der Nachwelt schonend beurtheilt werden, weil sie nicht genau weiß, welche Umstände dabei obwalteten und wie sie die Tradition allmählig entstellte.

Mit dem Jahre 1740 verschlimmerten sich die Umstände des Königs Friedrich Wilhelms so sehr, daß man seinen Tod noch näher vermuthete, als er wirklich erfolgte. Indeßen hatte er, wie alle waßersüchtige Kranke biß zum Mai auch wieder mit unter erträglichere Tage; allein in der Mitte dieses Monats gab er den Gedanken an eine Genesung gänzlich auf. Vertraute des Prinzen schickten daher in der Nacht vom 26 und 27sten heimlich einen Courier nach

Rheins-

Rheinsberg ab, der den Prinzen unverzüglich nach Potsdam rufen muste. Er kam, fand aber den König in seinem Rolistuhle noch so lebhaft und feurig, daß ihm deßen Ende noch nicht so nahe zu seyn schien, als ihm seine Freunde berichtet hatten. Der kranke Vater war indeßen über des Sohnes Aufmerksamket sehr gerührt. Doch! Friedrich soll dir seines Vaters lezte Stunden selbst beschreiben, wie er sie damals Voltairen beschrieben hat. Nach meiner Ankunft „gab mir der König tausend Freundschafts-Versicherungen, und sprach über eine starke Stunde mit mir theils von inländischen, theils von auswärtigen Angelegenheiten, und zeigte dabei so viel richtige Beurtheilungskraft und gesunde Vernunft, als sich nur denken läst. Eben so unterredete er sich den Sonnabend, Sonntag und Montag mit mir. In Ansehung seiner selbst schien er sehr viele Ruhe und Ergebung zu haben, und ertrug sein äuserst grosses Leiden mit aller nur ersinnlichen Standhaftigkeit. Den Dienstag früh um 5 Uhr übergab er mir die Regierung und nahm von meinen Brüdern, von allen Staabs-Officieren und von mir zärtlich Abschied. Die Königin, meine Brüder und ich, wir waren bei seinen lezten Stun-

den zugegen, und sahen ihn in seiner Angst den Stoicismus eines Cato zeigen. Er starb den 31 Mai 1740 in seinem 52sten Lebensiahre, mit der Neugier eines Naturforschers, indem er zu wißen wünschte, was in dem Augenblick des Todes in ihm vorgienge, starb mit dem Heroismus eines großen Mannes (und, wie Friedrich einst in den Merkwürdigkeiten zur Geschichte Brandenburgs schrieb „mit der Gelaßenheit eines Christen„). „Wir Alle beklagen seinen Verlust aufrichtig, und sein standhafter Tod ist nun ein Beispiel für uns.„ Dieser König behielt biß an den lezten Augenblick seines Lebens eine bewundernswürdige Gegenwart des Geistes. Er brachte seine Sachen in Ordnung als ein Staatsmann, sprach mit den Aerzten von seines Lebens Abdruck, als Soldat, und unterhielt sich mit den Predigern als ein Christ, der sich rühmen konte, gewißer Arten von Sünden sich nicht bewust zu seyn, der aber auch bedauerte, daß er nicht mehr Gutes, wohl aber und besonders im Zorne so viel Böses gethan habe. Seinen Thronerben nannte er noch kurz vor seinem Tode seinen lieben Frizen und übergab ihm einen Aufsaz, der seine prunklose, aber militärisch anständige Beerdigung betraf. Zum

Beweiß, wie der Geist dieses Monarchen so ganz kriegerisch war, dient noch eine seiner lezten Stunden. Schon hatte er an seinem Todestage sich aller irdischen Dinge begeben, als er um 11 Uhr am Fenster nochmals die Parade mit ansah. Diß scheint seine lezte irdische Lust gewesen zu seyn, denn um 2 Uhr war er schon in seines Friedrichs Armen entschlummert.

So lehrreich war das Ende von Friedrichs Vater, den die Welt, der heftigen Ausbrüche seines Zorns und rauhen Sitten wegen, oft auch als Regenten sehr schief beurtheilt hat. Sein Thronfolger hätte sie auf andere Gedanken bringen können, wenn sie auf die, in den Merkwürdigkeiten der Geschichte Brandenburgs, von ihm niedergeschriebene Charakteristik, bei ihrem Urtheile hätte Rücksicht nehmen wollen. „Die Staatsklugheit des Königs, heist es daselbst, war iederzeit von seiner Gerechtigkeit unzertrennlich. Er war mehr beschäftigt, dasienige, was er besaß, wohl zu regieren, als seine Herrschaft zu erweitern; war iederzeit zur Vertheidigung, aber nie zum Unglück von Europa, in den Waffen. Er zog das Nüzliche dem Angenehmen vor; er bauete mit Verschwendung für seine Unterthanen, und wendete nie die ge-

ringste Summe auf, um selbst bequemer zu wohnen. Er war vorsichtig in seinen Verbindungen, getreu in seinen Versprechungen, streng in seinen Sitten, scharf gegen die Sitten anderer, genau in Beobachtung der Kriegszucht, und regierte seinen Staat nach eben den Gesezen, als seine Armee. Er hatte von der menschlichen Natur eine so gute Meinung, daß er verlangte, seine Unterthanen solten eben solche Stoiker seyn, als er selbst. Wir haben die Familienverdrüßlichkeiten dieses großen Prinzen mit Stillschweigen übergangen. Man muß in Betrachtung der Tugenden eines solchen Vaters, gegen die Fehler der Kinder einige Nachsicht haben.„ So schrieb Friedrich im Jahr 1750 von seinem Vater, der ihn von ieher so hart und einst sogar zum Tode bestimmt hatte. Nie beklagte er sich als König über iene väterliche Strenge; nie belustigten ihn seine bewiesenen Schwächen, nie dankte er es demienigen, der ihn an iene zu erinnern wagte. Mit derselben zärtlichen Achtung erklärte er sich über ihn auch in seinen andern Werken, wenn er in der „Geschichte seiner Zeit„ den Werth der Regenten vor seiner Thronbesteigung auf die Wagschale legte. „Der Ruhm, wornach der vorige König trachtete, war rechtmäßiger als der Ruhm

der

der Eroberer; sein Ziel war: sein Land glücklich zu machen, sein Kriegsheer zu disciplinieren, und seine Staatseinkünfte mit der weisesten Ordnung und Haushaltungskunst zu verwalten. Er vermied den Krieg, um nicht von so schönen Unternehmungen abgezogen zu werden; und das war der Weg, auf welchem er sich in der Stille zur Macht empor hob, ohne den Neid der Fürsten zu erregen. In seinen lezten Lebensiahren hatten körperliche Uebel ganz seine Gesundheit zerrüttet; und sein Ehrgeiz hatte nie zugeben wollen, seine Heere andern Händen, als den seinigen anzuvertrauen. Alle diese verschiedenen Ursachen trafen zusammen, um seine Regierung glücklich und friedfertig zu machen.„ Und um diß Lob und den Dank gegen seinen Vater zu vollenden, appellirt er an das Urtheil der Welt, ob nicht Preußens Flor, wie er bei Friedrichs Thronbesteigung war, in dem arbeitsamen Leben und klugen Maasregeln Friedrichs Wilhelms I gegründet gewesen sey?

Von Friedrichs Thronbesteigung biß zum Breslauer Friedensschluß im Jahr 1742.

Ich könte dir, mein Sohn, noch viele redende Beweise anführen, daß Friedrich den Tod des vorigen Königs ganz so fühlte, wie er ihn als liebender und geliebter Sohn fühlen muste, wenn du dergleichen noch nöthig hättest. „Ihr wißt nicht alles, erwiderte er einem seiner Freunde, der ihn zu trösten suchte, ihr wißt nicht alles, was ich bei dem Verlust meines Vaters zugleich verlohren habe.„ Nur die unzähligen Arbeiten, die ihm nach deßen Tode zugefallen waren, erlaubten ihm nicht „sich seinem gerechten Schmerz ganz zu überlassen.„ Rheinsberg, das einsame Rheinsberg, wo er seine besten Jahre, bald den Musen, bald den theoretischen Kriegswißenschaften, bald der Regierungskunst gewidmet hatte, muste er nun mit dem der königlichen Residenz näher gelegenen Lustschloße Charlottenburg vertauschen; einem Orte, den der vorige König nie liebte, weil Friedrich I, seine Vorliebe zu demselben in zu vieler Pracht an den Gebäuden und Gärten an den Tag gelegt hatte. Zu diesem neuen Könige, der nie

ohne frohen Zuruf sich konte sehen laßen, strömte das Volk aus allen Gegenden, entweder um ihm Glück zu wünschen, oder bei ihm sein Glück zu finden. Von hier strömten aber auch wirklich seine ersten Wohlthaten, die er als König seinem Lande erwies, in dieselben aus. Er half sogleich der Theurung, die in diesem Jahre überhand nehmen wolte, in denselben dadurch ab, daß er die Kornhäuser aufthun und den Armen, um einen äuserst wohlfeilen Preis, dafür allein seine Pommern 80,000 Scheffel zu 20 Groschen ieden, erhielten, abreichen lies. Von Stund an lies er auch Magazine anlegen, in wohlfeilen Jahren Getraide einkaufen und bei einfallender Theuerung solches wieder um den Einkaufspreis abgeben. Da man auf die ersten Handlungen eines Regenten immer am aufmerksamsten zu seyn pflegt; so will ich dir noch einige von Friedrichs ersten Verfügungen bekannt machen. Seine Freunde, die du bereits kennest, wies er an die Pläze, die sie, nach seiner Einsicht, im Stande waren auszufüllen und mancher muste einen ziemlich kleinen Anfang zu höhern Bedienungen machen. Der wizige Kopf, das glänzende Talent, blieb zwar noch immer von ihm gesucht und geschäzt, aber es durfte

sich nie ein Favoritenleben bei ihm versprechen. Wer nun damals seine Hoffnungen etwan auf dieses gespannt hatte, für den war Friedrichs erste Regierungsperiode eine Zeit von fehlgeschlagenen Hoffnungen. — Am Tage nach der Beerdigung des vorigen Königs, erhielt ienes große und berühmte Regiment zu Potsdam, das die Riesen aus allen Erdgegenden in sich vereinigt hatte, seinen Abschied, und wurde andern Regimentern einverleibet. Es geschah diß nicht, wie man sich oft fälschlich einbildete, um den vorigen König zu tadeln, sondern um vielmehr seinem lezten Willen gemäs zu handeln. Denn gegen das Ende seines Lebens soll er seinem Sohne aus Rechnungen bewiesen haben, daß ihm diß Regiment weit mehr als zehentausend Mann andere Truppen koste. Dieses Geständnißes ohngeachtet, lies doch Friedrich, beim Zerschlagen deßelben, die längsten Leute ausheben und aus denselben ein besonders Bataillon machen; diß solte beständig die Montur, die Waffen, das Exercitium des alten Regiments zum Andenken behalten und auch immer zu Potsdam in Besazung bleiben. — In Kirchensachen befahl Friedrich: daß die sämtlichen evangelischen Kirchen völlige Freiheit geniesen und

auch

auch nicht einmal in ihren Gebräuchen und kirchlichen Bekleidungen gekränkt werden solten. — Diß Gebot muste den neuen König, besonders unter den Lutheranern, denen der vorige Regent die Chorröcke u. dgl. genommen hatte, sehr empfehlen. Alle Ehedispensationen wurden sehr weise von ihm aufgehoben und nur die Grade der Verwandschaft, die ausdrücklich in der heiligen Schrift verboten sind, ausgenommen. — In die Colonien, die gröstentheils aus salzburger Emigranten bestunden, schickte er geistliche Visitatoren, die sich nach ihren Kirchen und Schulen umsehen und ihren Dienern beßern Gehalt zusichern musten. — Seine Universitäten, besonders die Königsbergische, wolte er verbessert wißen, weil er glaubte, daß diese vorzüglich herabgekommen sey; er stiftete deswegen daselbst für die Studierenden ansehnliche Stipendia und die Summen, die zur Fütterung wilder Hazthiere daselbst ausgesezt waren, lies er hinfort unter die dasigen Armen austheilen. Von diesen und andern ähnlichen Einrichtungen gab er noch im Junius 1740 Voltaire'n folgende Nachricht. „Seit dem Tode meines Vaters glaub ich ganz meinem Lande zu gehören; und bei dieser Gesinnung hab ich nach allen meinen Kräften gearbeitet,

beitet, um so schleunig als möglich Anstalten zum allgemeinen Besten zu treffen. Fürs erste hab' ich die Macht des Staats mit 15 Bataillonen, 5 Schwadronen Husaren und einer Schwadron Gardes du Corps vermehrt, und den Grund zu unserer neuen Akademie gelegt. Wolfen, Maupertuis, Vaucanson und Algarotti hab ich schon; von s' Gravesand und Euler erwarte ich Antwort. Ich habe ein neues Handlungs- und Manufactur-Departement etablirt, engagire iezt Maler und Bildhauer, und reise nach Preußen, um mir da ohne das heilige Oelfläschgen und ohne die unnüzen und nichtigen Ceremonien huldigen zu laßen, welche Ignoranz eingeführt hat und die nur von der hergebrachten Gewohnheit begünstiget werden. Meine Art zu leben ist für iezt noch nicht recht im Gange; denn die Facultät hat es für gut gefunden, mir ex officio Pyrmonter Waßer zu verordnen. Ich stehe um 4 Uhr auf, trinke bis um 8 Uhr den Brunnen, schreibe bis 10, laße bis Mittags Regimenter exerciren, schreibe bis 5 Uhr, und erhole mich des Abends in guter Gesellschaft. Wenn die Reisen geendiget sind, soll meine Lebensart ruhiger und planmäßiger werden. Für iezt aber hab ich die gewöhnlichen fortlaufenden

Ge-

Geschäfte, und überdiß noch neue Einrichtungen; bei dem Allen muß ich auch viele unnüze Complimente machen und Circulare ergehen laßen. Die meiste Mühe hab ich von der Anlage neuer Magazine in allen Provinzen, die so beträchtlich seyn sollen, daß sie auf anderthalb Jahre Getreide für das ganze Land enthalten.„ Frühe zeigte sich Friedrich in seinen Entschließungen eben so geschwind, wie sein Vater, und lies sich auch an der Ausführung derselben so ungerne als iener, durch etwas hindern. Von seiner Thronbesteigung an, bewies er eine seiner königlichen Würde gemäse Pracht, aber auch einen Haß gegen alles steife und gezwungene Wesen. Er vermehrte den königlichen Hofstaat um ein Beträchtliches, band sich aber höchst selten an ein gewißes Ceremoniel. Dem Soldatenstande gab er frühzeitig die Achtung zu erkennen, die ihm als Vertheidiger des Vaterlandes gebühret. Die Ministers und Bedienten seines Vaters behielt er beinahe insgesamt in seinen Diensten und erzeigte denen zum Theil doppelte Gnade, die ihm unter der vorigen Regierung oft zuwider gehandelt hatten. Gränzenlos war die Ehrerbietung gegen seine vortrefliche Mutter und königlich schön das Betragen gegen seine Gemahlin.

G

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MUENCHEN

mahlin. Es war sein gröster Stolz, wenn er besonders bei Festen des Hofes, iene an seinem Arm führen und ihr öffentlich, so wie in geheim, Beweise seiner wahren Devotion geben konte; und dieser, seiner Gemahlin erklärte er vor aller Welt seine Werthschäzung dadurch, daß er sie kurz nach seiner Thronbesteigung der glänzendsten Versammlung mit den bedeutenden Worten darstellte: diß ist eure Königin! Recht und Gerechtigkeit lies er auf eine den göttlichen und landesherrlichen Gesezen gemäse Weise handhaben und drang dabei besonders auf Verbeßerung der Policeyanstalten. Die königlichen Gebäude, Lustgärten, Kunst- und Naturalienkammern, die Audienz- Wohn- und Paradezimmer in den Schlößern und Lusthäusern, die Marställe und Reitbahnen, wurden durch die besten Meister in einen vollkommenen Stand gesezt und dadurch nicht nur ein heilsamer Geldumlauf, sondern selbst mehrere Volksthätigkeit befördert.

Man hat oft dreuste genug vorgegeben, daß Friedrich nach seinem Regierungsantritt, die Schulden, die er als Kronprinz gemacht hatte, nicht gehörig getilgt habe. Allein ich finde vielmehr in dem Betragen deßelben gegen einige seiner Gläubiger dieienige Klugheit, die nöthig

BAYERISCHE STAATS- BIBLIOTHEK MÜNCHEN

nöthig war, wenn er habsüchtige Dienstbeflißenheit, die bei Prinzen immer so zuvorkommend zu seyn pflegt, andern zur Warnung, in Verlegenheit sezen wolte. Er wuste, daß ihm viele in seinen Prinzeniahren mit ihrem Gelde nur darum gedient und sogar bisweilen zum Aufwand verleitet hatten, um unter seiner Regierung desto reicher zu werden; wuste aber auch, daß gesezmäsige Darlehen müsten befriedigt werden, wenn man auf den Nahmen eines ehrlichen Mannes Anspruch machen wolte. Daß Friedrich auch in diesem Puncte sich wirklich königlich betragen habe; dafür bürgt seine hohe Ehrlichkeit überhaupt, die Hauptzug in seinem Character ist; diß bestätigen aber auch noch besonders seine wirklich befriedigten ehrlichen Schuldner und unter diesen selbst solche, die noch in seinen spätern Jahren sich zu melden das Herz hatten. So lies er den Litzmannischen Relicten zu Rupin, die ihm einen Schuldenrest von 1738, erst im Jahr 1782 in Rechtsform erwiesen, und der 527 Thaler betrug, solchen mit 1682 Thalern inclusive der Intereßen, rein auszahlen; ohne, bei der Foderung, die allerdings 44 Jahre früher hätte geschehen sollen, den mindesten Unwillen zu äusern.

Als der vorige König starb, betrugen die Einkünfte des Staats nur 7 Millionen und 400,000 Thlr. Die Volksmenge in allen Provinzen mogte sich auf 3 Millionen Menschen belaufen. Im Schaze hinterlies er 8 Millionen und 700,000 Thaler; dabei keine Schulden, die Staatseinkünfte in guter Verwaltung, aber wenig innere Hülfsquellen, zumal da der dreisigiährige Krieg die Provinzen in große Armuth versezt hatte; die Handelsbilanz verlohr iährlich eine Million und zweimal hundert tausend Thaler gegen das Ausland. Das Kriegsheer war 76,000 Mann stark; ein Heer, das durch eine 28iährige Zucht und Uebung, dergleichen man nie gesehen hatte, zu einer Maschine gemacht worden war, die nur eines unternehmenden und geschickten Anführers bedurfte, um die stärkste Macht über den Haufen zu werfen. Der zahlreiche Adel in des Königs Staaten kante keinen andern Beruf, als den Krieg und alle männliche Unterthanen waren von der Wiege an Soldaten. „Man hat mir meinen einzigen Sohn genommen und ihm den blauen Rock angezogen, klagte einst eine Frau dem vorigen Könige, der ihr erwiderte: meine Söhne müßen auch den blauen Rock tragen — er zeigte ihr seine Prinzen und die Mutter war beruhigt.

Der

Der erwähnte Schaz des vorigen Königs war also im Nothfall hinlänglich, um eine sich anbietende Gelegenheit zu benuzen, zumal, wenn der neue Regent sich dabei schnell und klug benahm. Friedrichs Vater hatte sich in kein Bündniß eingelaßen; es war also seinem Thronerben freie Wahl geblieben, welches er einst, als das vortheilhafteste für den Staat würde schliesen wollen. Europa genos beinahe allgemeinen Frieden. Kaiser Karl VI, hatte mit seinem tapfern Eugen einen wesentlichen Theil seiner Stärke verlohren; hatte auch unterlaßen, ienes berühmte österreichische Familiengesez, die pragmatische Sanktion, durch das er seiner Tochter, Theresia, nach seinem Tode die Untheilbarkeit ihrer Erbschaft sichern wolte, mit einer Armee von 180000 Mann zu bevestigen. Diß Gesez, das dem Kaiser einst so viel Mühe kostete, um es von den Mächten anerkannt zu wißen; das so viel Redens in der Welt machte, solte alle österreichische Erb- und Königreiche und Lande auf ewig in eines verbinden, solte das Recht der Erstgeburt in selbigen einführen; solte die Nachfolge auch auf das weibliche Geschlecht dergestalt veststellen, daß erstlich alle Descendenten von der ältesten Erzherzogin, Maria Theresia,

 dann

dann die von ihrer Schwester, der Erzherzogin Maria Anna, nach deren Abgang die von den Josephischen Princeßinen in ihrer sich ereigneten Ordnung succediren sollen. Es war schon 1713 kund gemacht, aber erst 1724 vollzogen und nicht nur von den meisten europäischen Staaten, sondern auch von den mehresten deutschen Reichsständen garantirt worden. — Die österreichische Armee selbst befand sich seit 1739 in ienem traurigen Zustande, in den wiederholt erlittene Niederlagen, ungesunde Luft, morastige Gegenden, Seuchen und Pest ein Heer nur immer stürzen können und die Truppen Karls VI insgesamt mochten sich izt kaum bis gegen 82,000 Mann belaufen. Seine Finanzen waren in Verwirrung; unter den Ministern und Generalen herrschten Mißverständniße und Eifersucht und der Kaiser selbst war durch öftere Unglücksfälle der eitlen Größe überdrüßig geworden. Nichts destoweniger galt der österreichische Staat im Jahre 1740 noch immer als eine Macht vom ersten Rang; er hatte auch wirklich so viele innere Hülfsquellen, daß er nur eines guten Kopfes bedurfte, der iene zu einem unerschöpflichen Schaze zusammen leitete. Dißmal hatte er nur 20 Millionen Thaler Einkünfte. Frankreich war ihm also weit über-

überlegen, das im Jahr 1740 biß auf 60 Millionen Thaler rechnen konte, und deßen Kriegsmacht sich auf 130,400 Soldaten, 36,000 Landmiliz 60,000 verpflichtete Matrosen und 80 Schiffe von verschiedenem Rang belief. Der Cardinal Fleury hatte vieles zu dieser Macht, durch seine Liebe zur Ordnung und Sparsamkeit, beigetragen; aber er sezte den Kriegsstand zu weit zurück und verlies sich nur auf seine Arglist und Intriguen bei den Unterhandlungen.

Nicht minder bedeutend als der vorige Staat, war Engelland bei Friedrichs Thronbesteigung. Es unterhielt 80 Kriegsschiffe von den 4 ersten Ordnungen und 50 von geringerm Rang. Auf ungefähr 30,000 Mann beliefen sich deßen Landtruppen, und die Staatseinkünfte auf 24 Millionen Thaler. Auserdem hatte diese reiche Nation alle Mittel in den Händen, ihre Macht, nach den Bedürfnißen der Zeit und Umstände, augenblicklich zu vergrößern. Die Stadt London alleine übertraf Paris an Volksmenge um 20,000 Menschen und die gesammten Bewohner der drei Königreiche beliefen sich auf 8 Millionen.

Rußland, welches 800 deutsche Meilen in der Länge und gegen 3 biß 400 in der Breite

beträgt, wurde biß zum Jahr 1740 von der Czarin Anna, einer Nichte Peters I, beherrscht, jener Fürstin, die so viele erhabne Eigenschaften auf dem Throne vereinigte, daß selbst der Neid an ihr kaum etwas anders zu tadeln fand, als daß sie ihren Favoriten, Biron, zu seinem eigenen Unglück zu groß gemacht habe. Ihr Staat hielt damals 92,000 Mann regulirter Truppen; überdiß 30,000 Mann Landmiliz und so viel Kosaken, Tataren und Kalmükken, als man zusammenbringen wolte; so, daß diese Macht leicht 170,000 Mann ins Feld stellen konte. Die Flotte schäzte man auf 12 Linienschiffe, 26 von geringerm Rang und 40 Galeeren. Die Staatseinkünfte stiegen biß gegen 15 Millionen Thaler — sehr wenig von so ausgedehnten Ländern und ihren 12 Millionen Einwohnern!

Schweden war um diese Zeit tief gesunken. Seine Vorrathskammern an Gelde, Getreide und Menschen, waren ihm in den Provinzen, Liefland, einem großen Theil Pommerns, und in den Herzogthümern Bremen und Verden, entrißen. Ohne diese kan das felsenreiche Schweden nicht zwo Millionen Menschen nähren. Die Einkünfte dieses Königreichs beliefen sich auf 4 Millionen Thaler; es unterhielt nur 7000

Mann

Mann regulirter Truppen und 33000 Mann Landmiliz. In den Häfen lagen 24 Linienschiffe und 36 Fregatten. Ein langer Friede hatte die Soldaten zu Bauern gemacht und iene Ruhmbegierde, iene Uneigennüzigkeit, die der monarchischen Verfaßung Schwedens so sehr zur Zierde gereichte, ging in Kabale und Geldsucht über, sobald die republikanische Regierungsform eintrat. Das bestechliche Schweden war daher bald französisch bald rußisch gesinnt, aber bei keiner Partei von bedeutendem Einfluße in die damaligen Angelegenheiten von Europa; obgleich die Nation ein kriegerischer Geist durchaus beseelte.

Sachsen war sowohl durch die Güte seines Bodens als auch durch den Kunstfleiß seiner Bewohner, eine der reichsten Provinzen Deutschlands. Der Churfürst zog 6 Millionen Einkünfte aus dem Lande und unterhielt 24,000 Mann regulirter Truppen.

Nach ienem galt Baiern, als einer der mächtigsten Churfürsten. Hier regierte der sanfte wohlthätige Karl, der seines Vaters Unglücksfälle zu verbeßern suchte, wobei er aber im Grafen Törring, seinem Premieminister und General, nicht den geschicktesten Gehülfen hatte. Seine Einkünfte betrugen 5 Millionen, davon

aber eine, so wie in Sachsen anderthalbe, zur Bezahlung alter Schulden, muste verwendet werden. Baiern, eine der fruchtbarsten Provinzen in Deutschland, hatte schon damals zu wenig Geist und Thätigkeit, war wie Friedrich sich ausdrükt „das irdische Paradies von Thieren bewohnt.„ Alles, was Baiern ins Feld stellen konte, betrug nicht über 12,000 Mann. — Diß wäre das wesentlichste von der Beschaffenheit der vorzüglichsten Mächte, mit denen Friedrich am früheſten, theils als Freund, theils als Feind, in engere Verhältniße, als mit andern, treten muste. Das unangenehmste dabei war, daß die Staaten Friedrichs so zerstreut aus einander lagen, wodurch ihr innerer Zusammenhang unterbrochen, die Nachbarn und in diesen oft auch seine Feinde vermehrt wurden. Preußen konte also bei aller damaligen innern Größe, doch nicht wohl etwas ohne Frankreichs oder Englands Beistand unternehmen. Das Benehmen des Königs beim Anfang des schlesischen Kriegs wird beweisen, wie lebhaft er hievon überzeugt war; aber auch beweisen, wie unaussprechlich viel er schon den von seinem Vater gezogenen preußischen Soldaten zutrauete; Soldaten, die ihn schon als Kronprinzen treu

liebten,

liebten, und für die er sich bereits zum Cäsar bildete, indeß sein Vater sie zu Römern erzog.

Als die Huldigungs-Feierlichkeiten zu Königsberg und Berlin, wo in beiden Städten beträchtliche Summen in neugeprägten Medaillen unter das Volk vertheilt und geworfen wurden, samt den ersten dringendsten Geschäften daselbst beendigt waren, reisete der König im August in gleicher Absicht auch in seine westphalischen Länder. Die Tour ging über Leipzig und Baireuth, wo sich Friedrich mit seinen Schwägern, den beiden Marggrafen zu Baireuth und Anspach und dem Bischof von Würzburg und Bamberg, die sämtlich in Baireuth sich eingefunden hatten, einige Tage sehr vergnügt unterhielt. Von hier nahm er seinen Weg über Frankfurth, Kehl, nach Strasburg, und soll Willens gewesen seyn, selbst nach Paris zu gehen; allein folgender Umstand brachte ihn zu ienem andern Entschluß. Um in Frankreich nicht erkannt zu werden, lies er das Majestätsgepränge innerhalb den Gränzen seines Landes zurük, und reisete mit sehr kleinem Gefolge unter dem Nahmen Four, eines böhmischen Grafen, und sein Bruder, Prinz Wilhelm, als Graf Schafgotsch. Die kleine Gesellschaft war kaum in Kehl angekommen, so berichtete

der

der Gastwirth, der Graf von Four müsse ienseits der Rheinbrüke einen Paß vorzeigen. Der Kammerdiener des sogenannten Grafen muste also geschwind einen schreiben und Friedrich siegelte und unterschrieb denselben in einem Cabinete an der Stube, wo der Wirth im Geheim zusehen konnte. Als nun dieser sich verlauten lies, daß er aus der Unterschrift den König von Preussen erkannt habe, stopfte man ihm den Mund mit Gelde. Als man in Strasburg angekommen war, ging der König am Abend auf ein Caffehaus, machte daselbst Bekanntschaft mit einigen Officiers und bat sie zu sich zum Essen. „Last uns doch hingehen„, sagte einer ziemlich laut, „um zu sehen, was das für ein böhmischer Graf seyn möge.„ Sie kamen, und ihr Erstaunen war nicht gering, als sie bei diesem Fremdling den feinsten Wiz, die gefälligste Unterhaltung und die seltenste Fertigkeit im französischen Reden fanden. Am folgenden Tage begab sich der König auf den Paradeplaz, wo er aber von einem Soldaten, der einst unter der preußischen Armee gedient hatte, erkannt wurde. Die Aussage dieses Mannes hinterbrachte man dem Marschall von Broglio, der Gouverneur der Stadt war. Da sich nun der König unter seinem angenom-

genommenen Nahmen bei ihm melden lies, um sowohl diesen Officier als auch andere Denkwürdigkeiten kennen zu lernen, wurde er von ihm nicht nur sehr ausgezeichnet empfangen, sondern es entfuhr ihm sogar einigemal das Wort: Euere Majestät! Hierdurch machte der König die ihm unangenehme Entdeckung, daß er erkannt sey. Mit der Schnelligkeit eines Lauffeuers verbreitete sich des Soldaten Nachricht: der König von Preußen sey in der Stadt! Der Schneider, der ihm neue Kleider gemacht hatte, verbat sich sogar beim Kammerdiener des Königs die Bezahlung, weil er sich mit der Ehre begnügen wolte, einen solchen Herrn bedient zu haben. Man wartete seiner im Schauspielhause, wo er aber nicht erschien, und am Abend hörte man unter seinem Fenster Vivat rufen; man sah sogar einige Straßen mit Freudenfeuern erleuchtet; kurz, Friedrich muste, um weitern Auflauf auszuweichen, sich entschliesen, nicht nur diese Stadt, früher als er Anfangs wolte, zu verlassen, sondern auch seine Reise nach Paris, aus gleichem Grunde, dißmal aufgeben. Indeßen hat doch Friedrich diese Reise in Versen beschrieben, die er an Voltairen geschikt hat. Unter fieberhaften Anfällen ging er

über

über Landau, Limburg, Koblenz und Köln nach Wesel, wo ihn mehrere seiner Diener und Begleiter erwarteten, und die beiden Gelehrten Algarotti und Maupertuis ihm zum erstenmal persönlich bekannt wurden.

Bei diesem Aufenthalt in Westphalen beendigte Friedrich eine Irrung, die zwischen seinem Vater und dem Bischoff von Lüttich obgewaltet hatte. Friedrich selbst erzehlt die Sache also: „Ein armseliger Bischoff von Lüttich suchte eine Ehre darin, dem verstorbenen König Kränkungen anzuthun. Einige Unterthanen der Herrschaft Herstal, welche Preußen gehört, hatten sich aufgelehnt, und der Bischoff lies ihnen Schuz angedeihen (weil er die Landeshoheit über Herstal behauptete). Der vorige König sandte den Obersten Kreuz nach Lüttich, mit einem Beglaubigungsschreiben versehen, um diese Sache beizulegen. Aber wer ihn nicht annehmen wolte, war der Herr Bischoff. Er sah drei Tage hinter einander diesen Gesanden in den Hof seines Hauses ankommen; und iedesmal versagte er ihm den Eintrit. Friedrich machte wirklich dem Herrn in Lüttich, indem er 12 Compagnien Infanterie und eine Schwadron Dragoner in dessen Grafschaft Horn auf Execution legte, so viel

Herze=

Herzeleid, daß dieser sich an den Kaiser, an Frankreich und an die Niederlande um Hülfe wendete. Durch die leztern lies sich der König bewegen, sein Recht auf Herstal, für 150,000 Patacons (ein Patacon ist um ein weniges mehr als ein Reichsthaler) und 60,000 Gulden für eine alte Schuldfoderung, an den Bischof käuflich abzutreten. Die Rückreise des Königs ging über Braunschweig, wo er in dem nahe gelegenen Lustschloß Salzdalen der Verlobung seines ältesten Bruders des Prinzen Wilhelms, mit der Schwester der regierenden Königin, beiwohnte und kam den 24 September wieder in Potsdam an.

Auf dieser Reise wurde einer der sehnlichsten Wünsche des Königs befriedigt. Voltaire, dem er seit dem Jahr 1736 so manchen schmeichelhaften Brief geschrieben, und den er so oft persönlich kennen zu lernen gewünscht hatte, wurde bei dieser Gelegenheit von ihm zu einer Zusammenkunft bei Cleve eingeladen. Er kam; und Friederich beschrieb seinem Busenfreunde, Jordan, die Zusammenkunft also:

„Ich habe Voltairen gesehen, auf dessen Bekanntschaft ich so neugierig war; aber ich hatte gerade mein viertägiges Fieber, und mein

Geist

Geist war eben so ohne Spannung, als mein Körper ohne Kraft. Wenn man Leute seiner Art spricht, muß man nicht krank seyn, sondern sich vielmehr, wo möglich, besser als gewöhnlich befinden. Er ist so beredt als Cicero, so angenehm als Plinius und so weise als Agrippa; mit einem Wort, er vereinigt in sich alle Tugenden und Talente der drei grösten Männer des Alterthums. Sein Geist arbeitet unaufhörlich, und ieder Tropfen Tinte, der aus seiner Feder fliesét, wird zu einem Bonmot —. Du wirst mich bei meiner Zurückkunft sehr geschwäzig finden; aber erinnere dich, daß ich zwei Gegenstände gesehen habe, die mir immer am Herzen lagen: Voltaire'n und französische Truppen.„

Den Rest dieses Jahres gedachte der König gar in Rheinsberg den Musen und seiner Gesundheit, die durch das anhaltende Fieber sehr gelitten hatte, zu widmen. Ein Besuch von seinen beiden Schwestern, den Marggräfinnen von Baireuth und von Anspach, die im October bei ihm eintrafen, schien seine Geistes- und Leibes-Erholung sehr zu begünstigen; allein die Vorsehung hatte ein andres beschlossen. Gerade bei einem heftigem Fieberanfall kam ein Courier vom preußischen Gesanden zu Wien nach Rheinsberg

berg mit der Nachricht, daß Kaiser Karl VI, an einer durch den Genuß der Champignons verursachten Unverdaulichkeit und durch Erkältung vom 19 biß zum 20 October gestorben sey. Diese Nachricht sezte, wegen ihrer zu besorgenden Folgen, alle Hofleute in die gröste Bestürzung und Graf Finkenstein prophezeihete damals sehr richtig: „ehe wir einen neuen Kaiser bekommen, werden wir noch manchen Huth ohne Kopf, und noch manche Stadt so verbrannt„ wie damals das Städtchen Rheinsberg war, erblicken. Als den König der Fieberanfall verlaßen hatte, wurde ihm auf eine gute Art diese wichtige Neuigkeit hinterbracht. Er lies dabei nicht die geringste Veränderung äuserlich an sich wahrnehmen, sondern seine vorzüglichsten Ministers aus Berlin kommen, um mit ihnen seinen bereits gefaßten Entschluß zu prüfen: „die Fürstenthümer Schlesiens, auf welche sein Haus unstreitbare Rechte hatte, zurück zu fodern.„ Noch im October schrieb der König an Voltaire: „der Todesfall des Kaisers zerstöhrt alle meine friedlichen Ideen. Ich glaube, im Monat Juni werd' es mehr auf Pulver, Soldaten und Tranchéen ankommen, als auf Actricen, Ballete und Schauspiele. Die Zeit ist da, wo das alte po-

litische System eine gänzliche Aenderung leiden kan. Der Stein ist losgerißen, der auf Nebukadnezars Bild von viererlei Metallen rollen und sie zermalmen wird.„ Da ihn nun das Fieber noch immer vest hielt, so entschloß er sich, gegen alles damalige Entgegenreden der Aerzte, die Chinarinde zu nehmen und iene Krankheit nicht länger abzuwarten. So stark war der Drang dieses Monarchen, sich der gegenwärtigen Gelegenheit zu bedienen, die Macht seines Staats auf eine gerechte Weise zu vergrößern und sich Ruhm zu erwerben. Die Krankheit verlies ihn wirklich nach zwei leichten Anfällen und er begab sich nach Berlin und abwechselnd nach Charlottenburg. Die Regimenter wurden zusammengezogen und unter ihnen alle zum Feldzug nöthige Stücke hergerichtet. Schon ahndete das gesamte Publikum Krieg und der kaiserliche Gesande zu Berlin benachrichtigte seinen Hof, daß ihn ein Gewitter bedrohe, welches sehr leicht gegen Schlesien losbrechen könte. Allein mit unverantwortlicher Sicherheit antwortete der Staatsrath von Wien: „wir wollen und können den von Euch anhero gemeldeten Nachrichten keinen Glauben beimeßen.„ Indeßen sandte man doch den Marquis von

Botta nach Berlin, der dem Könige zu seinem Regierungsantritt Glück wünschen und zugleich denselben wegen Schlesien sondiren solte. Der feine Marquis sprach also bei seiner Audienz unter andern auch von den verschwemmten Wegen in Schlesien, wie solche kaum zu paßiren wären. Der König erwiderte ganz kalt: das Schlimmste, was den Reisenden auf solchen Wegen begegnen kan, ist, Schmuz davon zu tragen. — Um diese Zeit hatte Frankreich auch Voltair'n an den König geschickt, um ihn, ohne daß er es merke, zu erforschen, ob er wohl seine Armee für oder wider Oesterreich würde marschiren lassen. Der König scheint aber seine Absicht ergründet zu haben; denn er schrieb gerade um diese Zeit nicht zum vortheilhaftesten von diesem Dichter; unter andern auch diß: „von den 6 Tagen, die er sich gezeigt hat, kostet mir ieder 550 Thaler. Das nenn ich einen Lustigmacher theuer bezahlen; wohl nie hat der Hofnarr bei irgend einem großen Herrn eine solche Besoldung gehabt. Schreib mir lieber Jordan! viel Poßierliches, was man sagt, denkt und thut. Berlin soll iezt aussehen wie Madame Bellona in Kindesnöthen; hoffentlich wird sie ein hübsches Früchtgen zur Welt brin-

gen, und ich durch irgend eine kühne und glückliche Unternehmung das Vertrauen des Publikums gewinnen.„

Eh aber Friedrich seine Armee marschiren lies, wog er sorgfältig Gründe und Gegengründe, Gefahren und Gewinn gegen einander ab, und der Ausschlag war: Schlesien entweder in der Güte, oder weil diß kaum zu vermuthen stund, mit dem Degen in der Hand, als rechtmäsiges Eigenthum, zu erobern. Auf der einen Seite hatte er freilich das mächtige Haus Oestreich und eine Kaiserstochter, die, wenn sie nur wolte, zu ieder Stunde durch Bundsgenoßen sich verstärken konte; die in Rußland, an dem Liebling der Kaiserin Anna, Biron, eine mächtige Stüze hatte; die Sachsen leicht in ihr Intereße ziehen und die Gewährsmänner der pragmatischen Sanction, England, Holland und die mehresten deutschen Reichsfürsten, an ihre Verbindlichkeit erinnern konte. Dazu kam noch die Unfruchtbarkeit des Jahrs 1740, welches die Verpflegung der Truppen sehr erschweren muste. Solte es der König wagen, ohne alle Bundsgenoßen, seine Soldaten, die zwar des püncktlichen Manövrirens, aber nicht des wirklichen Kriegs gewohnt waren, gegen Feinde zu stellen,

die

die den blutigsten Gefechten durch eine Reihe von Jahren schon beigewohnt hatten? Eine einzige unglückliche Schlacht konte den König in die mißlichsten Umstände versezen! — Auf der andern Seite waren aber auch belebende Gründe. Die Finanzen des Wiener Hofs waren verwirrt; die Minister uneins; die Armee durch die Unfälle gegen die Türken muthlos; die vortrefliche Theresia ohne Erfahrung. Einen Bundsgenoßen konte der König an Frankreich finden, weil diß schon lange seinen Ruhm und seine Macht durch die Erniedrigung Oestreichs zu erhöhen suchte. Schlesien lag ia auch den preußischen Staaten so nahe, daß die Armee der leztern nicht sonderlich weit entfernt, wohl aber auch dadurch mancher Vortheil gewonnen wurde. Ueberdiß hatte der König, als Churfürst von Brandenburg bei der neuen Kaiserwahl eine Stimme zu vergeben, durch die er sich noch einen Staat verpflichten konte; hatte seine Ansprüche auf das Herzogthum Berg, und konte, wenn er diese fahren lies, sich entweder mit Frankreich oder mit Oestreich vergleichen. Denn so gegründet auch iene Ansprüche waren, so wolte sich doch keine Macht geneigt finden lassen, dem brandenburgischen Hause dazu behülf-

lich zu seyn; ia! Kaiser Karl VI hatte sogar deßen Besiz mehrern Fürsten zugesagt, als hätte er vergeßen gehabt, daß er ienes Erbrecht bereits dem König Friedrich Wilhelm zugesichert, der unter dieser Bedingung die pragmatische Sanction mit verbürgt hatte. Diese Ansprüche konte also Friedrich um so leichter aufgeben, ie schwerer sie mit den Waffen zu realisiren waren. Mehr aber, als diß alles, bestimmte den König zum Zug nach Schlesien, der Tod der Czarin Anna in Rußland, der nur 8 Tage nach Karl VI Hinscheiden erfolgte und wodurch nicht nur Preußens Gegner, Biron, in sein politisches Nichts, wie so mancher Günstling bei den Todesfällen der Regenten, zurückgeworfen, sondern auch Münnich, der damals vielvermögende Held am rußischen Throne, durch den preußischen Gesanden, Freiherrn von Winterfeld, für den König gewonnen wurde.

Zu diesen entscheidenden Gründen kam noch eine zwekmäsige Begierde des Königs, gleich beim Antrit seiner Regierung, Beweise von Stärke und Entschlossenheit ienen Mächten zu geben, die seit einiger Zeit dem brandenburgischen Hause die ihm gebührende Achtung versagt hatten. „Allen guten Patrioten blutet das Herz, — diß sind

Frie-

Friedrichs eigene Worte, — „über die geringe Aufmerksamkeit der Mächte gegen den vorigen König, vorzüglich in dessen lezten Regierungsjahren, und über die Kränkungen, welche der preußische Nahme in der Welt erfahren muste.„ Friedrich konte den Schmerz nicht verwinden, daß man seinen Vater für zu ohnmächtig gehalten, als daß er seine immer gespannten Waffen wirklich losdrücken könte; daß man dessen Officiers nur für Fechtmeisters und seine Soldaten nur für treulose Miethlinge angesehen; daß seine Bundsverwanden nicht die geringste Achtung gegen ihn bezeigt, und der König von England, Georg II, ihn sogar nur seinen Bruder, den Unterofficier, den König der Landstraßen und des heil. römischen Reichs Erzsandstreuer genennt hatte. Selbst seinen Werbungen that man, unter andern auch in den Reichsstädten, tausend Beschimpfungen an, und scheuete sich nicht, sie in Kerker unter die schändlichsten Bösewichter zu werfen. Es war also ein muthiger Held nöthig, der der preußischen Krone, seit deren Auffezung ohnehin die brandenburgischen Prinzen und Prinzeßinnen den Drang nach Größe mächtiger als vorher fühlten, die ihr gebührende Achtung wieder verschafte.

 So

So vest auch des Königs Entschluß über den einmal entworfenen Plan war, so hielt er es doch für schiklich, Versuche zum gütlichen Vergleich beim Wiener Hof zu machen. In dieser Absicht wurde der Graf Gotter dahin geschikt, dieser solte der Königin von Ungarn, Maria Theresia, erklären, daß, wenn sie des Königs Ansprüchen auf Schlesien wolte Gerechtigkeit widerfahren lassen, dieser Fürst ihr nicht nur seinen Beistand gegen alle Feinde, welche den Erblaß Karls VI zerstückeln wollten, sondern auch seine Stimme bei der Kaiserwahl, für den Großherzog von Toskana, anböte. Im Fall man aber diß Anerbieten verwerfen würde, so solte Gotter der Königin den Krieg erklären, welches auch geschah. Indessen sagte der König dem Marquis Botta, der bei ihm Audienz hatte, das nämliche. Botta rief aus: Sire, Sie werden das Haus Oestreich zu Grunde richten, und stürzen sich zugleich selbst mit in den Abgrund! Der König erwiderte: es hängt blos von der Königin ab, die ihr gethanen Vorschläge anzunehmen. Hierauf wurde Botta nachsinnend und sagte im Tone der Ironie: „Ihre Truppen Sire, sind schön, das gesteh ich; unsere haben diesen Anschein nicht, aber sie haben vor dem

Schuß gestanden. Bedenken Sie, ich beschwöre Sie, was Sie thun wollen.„ Der König wurde ungeduldig und versezte lebhaft: Sie finden, daß meine Truppen schön sind; ich will machen, daß Sie auch gestehen sollen, daß sie gut sind. Und so schloß sich diese Unterhaltung mit dem Geständniß des Königs, daß alle Erinnerungen von nun an zu spät kommen würden.

Jeden andern Regenten hätten vielleicht die Urtheile, welche über seinen Schritt nach Schlesien, nicht nur von neidischen und tadelsüchtigen Menschen, sondern selbst von seinem großen General, dem Fürsten von Anhalt, gefällt wurden, zaghaft machen können; allein Friedrich blieb standhaft bei dem Entschluße, den er mit Klugheit gefaßt hatte. „Laß die Neider und die Ignoranten reden; schrieb er damals an seinen Jordan, sie sollen niemals Einfluß auf meine Plane haben, wohl aber der Ruhm. Ich bin mehr als iemals von ihm durchdrungen. Meinen Truppen stekt er auch im Kopf, und ich stehe dir für einen glücklichen Erfolg.„ Um auch bei seinen Truppen allen übeln Eindrücken des verschiedenen Redens zuvor zu kommen, hielt er an die Offiziere von der berlinischen Besazung, die nun zum Marsch beordert waren, folgende schöne

Rede: „Ich unternehme einen Krieg, meine Herren! worinn ich keine andere Bundsgenossen habe, als Ihre Tapferkeit und ihren guten Willen. Meine Sache ist gerecht, und meinen Beistand suche ich bei dem Glük. Erinnern Sie sich beständig des Ruhms, den Ihre Vorfahren sich erwarben in den Schlachtfeldern bei Warschau, bey Fehrbellin und bei der Unternehmung nach Preussen. Ihr Schiksal ist in Ihren eignen Händen; Ehrenzeichen und Belohnungen warten nur darauf, daß Sie durch glänzende Thaten sie verdienen. Aber ich habe nicht erst nöthig, Sie zur Ehre anzufeuern, nur sie steht ihnen vor Augen, nur sie ist ein würdiger Gegenstand für Ihre Bemühungen. Wir werden Truppen angreifen, die unter dem Prinzen Eugen den grösten Ruf hatten. Zwar ist dieser Prinz nicht mehr; aber unser Ruhm wird beim Siegen desto grösser seyn, da wir uns gegen brave Soldaten werden zu messen haben. Adieu! reisen Sie ab! Ich werde Ihnen ohne Verzug zu dem Sammelplaz der Ehre folgen, die uns erwartet.„

Es war der 21ste December 1740, als der König, nach einem großen Maskenball von Berlin ab, und seinen bereis aufgebrochenen Truppen, die sich auf 24000 Mann beliefen, nachreiste.

reiste. Ein besonderer Zufall erregte an diesem Tage großes Aufsehen. Es war nemlich die Glocke der Domkirche, die wahrscheinlich an einem alten Seile hing, herab auf die Erde gefallen und hatte, da es gerade an diesem Abschiedstage des Königs geschehen war, zu den fürchterlichsten Vorstellungen Anlaß gegeben. Allein Friedrich erklärte diese geglaubte Vorbedeutung sehr tröstlich also: das Hohe wird in Schlesien erniedrigt werden; das niedere Preussen wird dem erhabnen Oestreich Vortheile abgewinnen! — und diese Auslegung that beim Volk und bei der Armee die gehofte Wirkung. — Am 23 Dec. betrat das preußische Heer schlesischen Grund und Boden. Da kein Feind hier war, der die Truppen beschäftigte, so rükten sie in Kantonirungsquartiere, und vertheilten zugleich eine Deductionsschrift unter das Volk, über die Rechte des Hauses Brandenburg auf Schlesien; und ein Manifest, des Innhalts, daß Preussen diese Provinz nur darum in Besiz nähme, um sie vor den Einfällen eines dritten zu sichern. Diese Vorsicht bewirkte, daß hohe und niedere Bewohner Schlesiens den Einmarsch der Preussen mehr für einen nachbarlichen Beistand, als für einen feindlichen Ueberfall hielten. Da

noch

noch überdiß diese anrückende Macht protestantischer Religion war, der auch zwei Drittheile der Schlesier angehörten, die bisher von katholischer Intoleranz sehr gedrükt worden waren, so sahen sie solche als einen himmlischen Retter an, dem man sich eher in die Arme werfen, als in seinen Zügen unterbrechen müsse; zumal, da die Kriegszucht unter den Truppen äuserst strenge und Recht und Eigenthum eines ieden Bewohners durch das königliche Ehrenwort gesichert war.

Da die Stadt und Vestung Glogau den preußischen Truppen zuerst im Wege stund, so wurde diese eingeschlossen. Als nun beim Anfang der Bloquade ein Officier dem Könige vorstellte, daß dieser Ort am ersten würde mit Feuer zu zwingen seyn; so antwortete er: ich bin nicht gekommen zu verderben, sondern zu erhalten. Schon am Neueniahrstage 1741 war der König im Stande, sich der Vorstädte von Breslau zu bemächtigen und die Stadt selbst zu blokiren. Hunger nöthigte dieselbe, sich auf Unterhandlungen einzulassen, die aber ein Eiferer für die Lutherische Religion, sehr zum Vortheil des Königs verkürzte. Ein enthusiastischer Schuster wiegelte nämlich das gemeine Volk dahin auf, den Magistrat zu zwingen, einen Neutralitäts-

litätsvergleich mit den Preussen zu unterzeichnen und ihnen die Thore zu öffnen. Am 3ten Jan. ritt der König selbst in die Stadt, wo die Bürgerschaft und die Besazung paradirten und in lauten Jubel ausbrachen. Hierauf lies er die preußischen Wappen aufrichten, verabschiedete alle Personen in Aemtern, die in Diensten der Königin von Ungarn standen, und wohnte einem Masquenball bei, auf dem er noch manches breslauische Herz eroberte. Durch diesen Machtstreich vereitelte er zum voraus alle geheime Bemühungen, wodurch diese alten Diener des Hauses Oestreichs ihm schaden konten. Nachdem der König mit Breslau ins reine war, lies er ein Regiment in dessen Vorstädten, und gieng auf die Vestung Ohlau los, die sich ihm auf Kapitulation ergab, indeß noch ein anderer abgeschickter Haufe seiner Truppen den vesten Ort Namslau eroberte. Zu Ottmachau sties der König zum Feldmarschall Schwerin, der seinen Zug bisher immer dem König zur Rechten, längs dem böhmischen Gebürge hin, nach Oberschlesien fortgesezt hatte. Der Commandant zu Ottmachau ergab sich bald auf Diskretion und nun war die Eroberung der Stadt Neisse des Königs wichtigster Gegenstand. Neisse war

durch

durch Natur und Kunst sehr bevestigt; eine langsame Belagerung konte Friedrich, der strengen Jahrszeit wegen, nicht unternehmen und einen Sturm machte der Commandant dadurch unmöglich, daß er das 7 Fuß tiefe Waßer im Graben, alle Morgen aufeisen, den Wall mit Waßer zum Gefrieren, begiesen und die Bollwerke und Zwischenwälle mit vielen Balken und Sensen ausrüsten lies. Der König versuchte also die Stadt zu bombardiren. Allein ob gleich 1200 Bomben und 3000 glühende Kugeln waren hineingeworfen worden, so musten doch die Preußen der Standhaftigkeit des Commandanten Roth dißmal weichen.

Bisher hatten die Preußen, auser den wenigen Truppen in den Vestungen, keinen andern Feind gegen sich, als den östreichischen General Broune mit kaum 30000 Mann. Denn seit dem Belgrader Frieden war der gröste Theil der östreichischen Armee in Ungarn stehen geblieben, und Schlesien konte also, zumal da die Vestungswerke meist verfallen waren, desto leichter überfallen werden. Allein solches in den folgenden Jahren zu vertheidigen, diß war das Schwere, das noch eines so manchen Helden Blut erfoderte!

Indeß die preußischen Waffen in Schlesien schon so siegreich waren, führte Gotter in Wien die dreiste Sprache, zu der ihn die dasigen Höflinge gereizt hatten. Diese sagten ihrer Königin mit hochmüthigem Tone: einem Fürsten, deßen Amt als Reichskämmerer es sey, dem Kaiser das Waschbecken vorzuhalten, käme es nicht zu, der Tochter des Kaisers Geseze vorzuschreiben. — Man staunte in Wien über die kühne Sprache des Ministers, aber noch weit mehr über den Einfall des Königs in Schlesien selbst. Einige hielten diesen für einen kühnen Ritterstreich, andere für eine tollkühne That, die mit dem politischen Bann belegt zu werden verdiene.

Nun erst wusten die Mächte, wie sie mit dem Könige von Preußen in Absicht auf Schlesien dran waren; aber nunmehr machte Friedrich auch Anstalt, denenienigen Observations-Corps entgegen zu stellen, von denen er etwas fürchten zu müßen glaubte. Denn selbst des Königs nächste Nachbarn, Hannover und Sachsen, theilten schon, als Verbündete, die preußischen Provinzen, indeß Oestreich überall nach Hülfe leise anfragte, aber nirgend eine Armee finden konte, die im Stande war, auf der Stelle

gegen

gegen Preußen loszuschlagen. Und doch hätte damals Friedrich gerne das blose Fürstenthum Glogau von der Maria Theresia angenommen und wäre dafür mit ihr gegen alle ihre Feinde zu Felde gezogen. Allein man hatte in Wien dem preußischen Gesandten einmal erklärt, nie in die Abtretung auch nur des geringsten Stück Landes zu willigen, um nicht die pragmatische Sanction selbst zu durchlöchern — daher blieb dieser günstige Zeitpunct von diesem Hofe unbenuzt und Friedrich schickte sich allmählig an, mit Frankreich, dem er sehr willkommen war, ein Bündniß zu schliesen. Denn obgleich auch diese Macht die pragmatische Sanction garantirt hatte, so schrieb doch deshalb der französische Minister Cardinal Fleury, am 25 Jänner 1741, an Friedrich: „daß Ludwig XV ienes Familiengesez mit der Einschränkung garantirt habe: unbeschadet der Rechte eines dritten.

Der König hatte sich während der kurzen Zeit, als seine Truppen in den Winterquartieren lagen, nach Berlin begeben, wo ihn seine Unterthanen mit der lebhaftesten Freude empfingen. Nachdem er aber daselbst die wichtigsten Geschäfte abgethan hatte, kehrte er nach einem dreiwöchentlichen Aufenthalt, am 19 Feber wieder

der nach Schlesien zurück und noch in diesem Monath langte auch die indeßen besorgte Verstärkung seiner Armee in Schweidniz an. Von hier aus schrieb er um diese Zeit seinem Jordan: „ich liebe den Krieg um des Ruhmes willen; aber wär ich kein Fürst, so würd ich nur Philosoph seyn. Jeder in dieser Welt, muß seinem Berufe folgen, und ich habe nun einmal die Grille, daß ich nichts halb thun mag. Vergiß mich tod oder lebendig nicht, und sei überzeugt, daß der Philosoph, der iezt ein Soldat geworden ist, im Grunde seines Herzens dich dennoch um nichts weniger liebt. Vale.„

Ehe nun noch der dißiährige Feldzug eröffnet wurde, wär es beinahe schon um Friedrich geschehen gewesen. Gleich nach seiner Rükkunft nach Schlesien nahm er sich vor die Quartiere seiner Truppen zu bereisen und kam in dieser Absicht nach Frankenstein. In dieser Gegend stund sein General Derschau, der zween Posten in die Päße der Gebürge hatte vorrucken laßen. Diese wolte der König besichtigen; die Feinde erhielten davon Nachricht und suchten ihn aufzuheben. Allein aus Versehen stiesen sie auf eine Bedeckung von preußischen Dragonern. Es kam zum Handgemeng; der König, der zu Wartha

das Schiesen hörte, sammelte in der Geschwindigkeit einige Truppen, um den Dragonern zu Hülfe zu eilen; allein er kam zu allem Glück zu spät. Wäre der Monarch bei diesem dreisten Vorrücken, das er selbst sogar „eine Unbesonnenheit„ nannte, gefangen worden, so wären mit einemmale alle seine Vergrößerungsplane ohne Schwerdstreich eines Feinds vernichtet gewesen.

Kurz nach diesem Vorfall, erwähnt der König, in einem Briefe an Jordan vom 3 März eines andern auf eine lustige Art also: „ich bin so eben noch mit einem blauen Auge einem grossen Schwarm Husaren entwischt, die uns umringen und gefangen nehmen wolten. Ohne Ruhm zu melden, mein Bißchen Geschicklichkeit hat mir herausgeholfen. Von meinen Leuten hab ich nicht einen halben verlohren. In der That, sezt er hinzu, wenn die Menschen klug wären, so bekümmerten sie sich weniger um das Phantom des Rufs, das ihnen viele Sorgen erweckt, und die Zeit, die ihnen der Himmel zum Genuß gegeben hat, zur Beschwerde macht. Meine Jugend, das Feuer der Leidenschaften, Begierde nach Ruhm, selbst die Neugierde, (um dir nichts zu verhelen), und endlich ein geheimer Instinct haben mich der sanf-

ten Ruhe, die ich genoß, entrißen, und das Vergnügen, meinen Nahmen in den Zeitungen, und künftig auch in der Geschichte zu sehen, hat mich verführt.,,

Erwarte nicht mein Sohn! daß ich dir alle Manövers, Züge und Scharmüzel der Armeen, die nunmehr auf beiden Seiten, ungleich zahlreicher und kriegerischer als im vorigen Jahre aussehen, beschreiben soll; diß wirst du einst lieber in Friedrichs Geschichte seiner Zeit lesen, darin er die beiden in Schlesien geführten Kriege schöner und genauer, als nie ein Feldherr andere, beschrieben hat. Desto ausführlicher sollen dir aber dieienigen Vorfälle bekannt gemacht werden, die entscheidend gewesen und als vorzügliche Belege zu Friedrichs Gröse von ieher gepriesen worden sind. Eine der ersten wichtigen Unternehmungen der preusischen Truppen in Schlesien war unstreitig die Eroberung von Glogau. Der Erbprinz Leopold von Anhalt-Deßau, war der langweiligen Bloquade dieser Vestung überdrüßig. Es wurde also ein Plan gemacht, solche mit Sturm zu erobern. Leopold muste ihn in der Nacht zwischen den 8 und 9 März ausführen. Am Abend vor der Attaque wurde bei der Parole

aufgegeben, daß bei anbrechender Nacht sich ieder bei seiner Compagnie einfinden, sich stille halten und keinen Toback rauchen solle. Würde die erste Glocke in der Stadt 12 Uhr schlagen, dann solte der Angriff beginnen. Diß geschah alles so pünctlich, daß man mit dem Glockenschlag zwölf, die Stadt an 5 Orten zugleich zu berennen anfing; die Umpfählungen, spanischen Reuter und Verhacke wurden durchbrochen, die Thore gesprengt, die Besazung über den Haufen geworfen, und Wälle und Batterien besezt. Auf dem Markt sties der Prinz Leopold, der mit seinem Regiment der erste in der Stadt war, auf den Commandanten der Vestung, Grafen Wallis, der sich mit 200 Mann ergab. Noch vor 1 Uhr war also diese Vestung vollkommen erobert; 28 Officiere, 2 Generale und 1004 Mann waren zu Kriegsgefangenen gemacht und der König hatte nur 1 Lieutenant und 20 biß 30 Gemeine verloren. Die Vestungswerke befanden sich aber freilich auch in einem so verfallenen Zustande, daß die preußische Cavallerie sogar über die Wälle sezte. Friedrich lies seine Soldaten das Eroberungsrecht durch Plünderung, nicht ausüben; kein Haus wurde verlezt, kein Bürger gekränkt und die preußische Mannszucht

zucht erschien im schönsten Lichte. Die Officiers wurden mit des Königs Zufriedenheit, und der gemeine Mann mit einer ansehnlichen Geldsumme belohnt.

Ehe noch 4 Wochen vorbei waren, führte der König eine neue That aus, die zwar entscheidender, aber auch weit blutiger war, als die vorige. Der unter den Waffen grau gewordene Krieger, Feldmarschall Graf von Neuperg, stund bei diesem Feldzuge an der Spize der Oestreichischen Armee, und entwarf zu Anfang des Aprils, besonders gegen den Feldmarschall Schwerin, der in Oberschlesien commandirte, einen sehr geschickten aber für die Preussen höchst gefährlichen Plan. Der König hatte sich gerade auch zum Schwerin begeben, der keinen Feind in der Nähe vermuthete, und von diesem nach Jägerndorf. Schon war er im Begriff von da wieder abzugehen, als 7 Ueberläufer ankamen und dem Könige meldeten, daß die östreichische Armee nur noch anderthalbe Meilen von Jägerndorf entfernt sey und bei Freudenthal stehe. Es wäre für den König keine Rettung vorhanden gewesen, wenn Neuperg dißmal seinen Vortheil zu nüzen, verstanden hätte. Friedrich eilte, alle seine Truppen aus

Nieder- und Oberschlesien bei Jägerndorf zusammen zu ziehen. Am 5ten April begab er sich nach Steinau, wo aber am Abend ein so heftiges Feuer auskam, daß man mit höchster Noth noch die Kanonen und Munition, durch die engen Gaßen, in welchen schon alle Häuser in Flammen stunden, retten konte. Die Truppen brachten die Nacht unter dem Gewehr zu. Am 6ten April hatte sich der König vorgenommen, auf einer Brücke bei Sorge, über die Neiße zu gehen; allein es wurde ihm hinterbracht, daß der östreichische General Lentulus diesen Weg versperre. Der König lies also iene Brücke abbrechen und paßirte am 8ten April mit seiner Armee bei Michelau diesen Strom, in der Absicht nach Grotkau zu marschiren. Während dieses Marsches aber fielen so dichte und große Schneeflocken, daß es unmöglich ward, in einer sehr kleinen Ferne Gegenstände zu unterscheiden. Die preußischen Husaren stiesen also, ohne es zu wißen, auf ein Regiment feindliche und machten 40 Gefangene. Von diesen erfuhr der König, daß Neuperg erst vor einer halben Stunde Grotkau eingenommen und ein preußischer Lieutenant, Mitschefal, der daselbst mit 60 Mann kommandirte, sich 3 Stunden

den lang gegen die ganze östreichische Armee gehalten habe. Noch an diesem Tage schrieb der König an Jordan: „Mein Lieber! wir werden uns morgen schlagen. Du kennst das Schicksal der Waffen. Man hat vor dem Leben eines Königs nicht mehr Ehrfurcht, als vor dem Leben eines Unterthans, und ich weis also nicht, was aus mir werden wird. Ist meine Bestimmung zu Ende, so erinnere dich an einen Freund, der dich immer zärtlich liebt; verlängert der Himmel mein Leben, so schreib ich dir morgen und du erfährst, daß wir gesiegt haben. Leb wohl, bester Freund. Ich liebe dich biß in Tod.„ — Allein am andern Tage den 9 April fiel der Schnee noch dichter; und doch kam der König, bei längern Zögern zum Schlagen, in die Gefahr, Ohlau, und im Fall eines Unglücks, mit diesem seinen besten Zufluchtsort und selbst sein grobes Geschüz zu verlieren. Ueberdiß fehlte es der Armee auch schon an Lebensmitteln. Das Glük ersezte indeßen auch dißmal den Mangel an Rettungsmitteln. Der 10 April brach klar und heiter an; der 2 Schuh tiefe Schnee, wurde bald durch Menschen- und Pferdeblut verzehrt und dieser Tag solte einer der merkwürdigsten in des Königs Leben wer-

den. Um 5 Uhr des Morgens zog sich die preußische Armee zusammen und bestand aus 27 Bataillonen, 29 Reuter- und 3 Husaren Schwadronen, und sezte sich in 5 Colonnen in Marsch, um den Feind aufzusuchen. Sobald sich diese dem Dorfe Mollwiz, das eine deutsche Meile von Brieg liegt, auf 2000 Schritte genähert hatten, breiteten sie sich aus in Schlachtordnung. Noch sah man keinen Feind, der doch in den Dörfern, Mollwiz, Grüningen und Himmern kantonirte. Der preußische General Rothenburg näherte sich mit der Avantgarde Mollwiz und sah endlich die Oestreicher heraus treten. So leicht es ienem war, diese bei der gegenwärtigen Unordnung zu zernichten, so befolgte er doch lieber seinen gemeßenen Befehl, sich ohne Ordre auf nichts einzulaßen. Neuperg war also vom Könige überfallen und erfuhr nicht eher etwas von deßen Annäherung, als biß er deßen Armee, seinen Quartieren gegen über, wo er den Seinigen einen Rasttag geben wolte, schon in Schlachtordnung sah. Neuperg war hiedurch gezwungen, seine Truppen, unter dem heftigsten Feuer der preußischen Artillerie, erst in Schlachtordnung zu stellen. Eh aber diese noch ganz geordnet war und das preußi-

preußische Feuer doch schon große Verheerung angerichtet hatte, baten die geordneten Oestreicher ihre Generals um Gotteswillen, sie doch anrücken zu laßen, ehe sie ungerochen todgeschoßen würden. Der einsichtsvolle General Römer sah, daß bei längern müßigen Stehen, Neuperg Gefahr lief, geschlagen zu werden; er gab also diesem Bitten nach, und lies, ohne erst neue Ordre einzuholen, mit einigen Regimentern Reuterei den rechten Flügel der Preussischen angreifen, die der General-Lieutenant von Schulenburg commandirte. Römer siegte, indem er die preußische Reuterei über den Haufen warf, sie vor- und durch die Reihen der Infanterie iagte und beinahe auch diese durch iene in Unordnung brachte. Allein die preußische Infanterie gab Feuer auf ihre flüchtig gewordenen Reuter; diß zerstreute nicht nur die feindlichen, sondern auch der tapfere Römer selbst, ward dabei getödet. Schon in den Augenblick, da der König sein Volk in Schlachtordnung stellte, sah er nur zu gut, daß die östreichische Cavallerie der seinigen weit überlegen sey; er that also das, was er dem König Gustav Adolph bey Lüzen abgelernt hatte, und stellte zwischen die Reuterei verschiedene

Grenadier-Bataillons. Diese waren es, welche als wahre Helden alleine gegen das Andringen des General Römers standhaft aushielten. Der König, welcher die Kavallerie zusammen zu bringen glaubte, wie man eine Koppel Hunde aufhält, ward von ihrer Unordnung biß zum Mittelpunct der Armee fortgerissen, wo es ihm mit der äusersten Gefahr und durch sein Rufen: „Brüder! Preussens Ehre! Eures Königs Leben!„ endlich gelang, einige Schwadronen wieder zu sammeln, die er auf den rechten Flügel zurükbrachte. Nun musten diese die Oestreicher angreifen, allein geschlagene Truppen halten nicht Stand; sie trennten sich und ihr Anführer Schulenburg, dem der König viel zur Last legt, blieb bei diesem Angriff.

Die siegreiche feindliche Cavallerie fiel nun auf die rechte Flanke der preußischen Infanterie. Hier war aber, durch ein glükliches Ohngefehr, das nun bald die Schlacht entscheidet, gleich Anfangs eine Flanke durch drei Bataillone Fußvolk gebildet worden, die man im ersten Treffen nicht hatte unterbringen können. Dreimal wurde diese Flanke wüthend angegriffen; und dreimal warfen die hierstehenden braven Infanteristen, eine Menge östreichische tapfere Reu-

ter,

ter, mit ihren Bajonetstösen aus den Sätteln, so, daß sie endlich nach großem Verluste ganz weichen musten.

Nun sezte sich Neuperg selbst mit seiner Infanterie gegen den rechten Flügel der Preußischen, die ganz von Cavallerie entblöst war, in Bewegung, und wand unsägliche Mühe an, in diese einzudringen; aber vergeblich, ob er gleich dabei von seiner Reuterei unterstüzt wurde. Das preußische Fußvolk stund wie ein Fels und ruinirte den Oestreichern viel Volk. Fünf Stunden lang feuerte ienes mit der grösten Lebhaftigkeit; die Ammunition der Soldaten war bereits verschossen, sie plünderten also die Vorräthe der Getödeten, um Pulver zum Schießen zu finden. Die Lage war schreklich; alle Officiere glaubten schon, es sey alles ohne Rettung verloren, und sahen den Augenblick voraus, wo diese tapfere Schaar ohne Pulvervorrath sich dem Feinde würde ergeben müssen. Allein, ehe es so weit kam, gewannen diese Helden etwas Plaz über den Feind. Diß merkte Schwerin, und machte in diesem Augenblik eine Bewegung mit seinem linken Flügel gegen den rechten der Oestreicher; diß war das Signal zum Siege und zur Flucht der Feinde, die sich in gröster

Un-

Unordnung zerstreuten. Diese Schlacht, welche von 1 Uhr biß 7 dauerte, kostete der östreichischen Armee 180 Offiziere und 7000 Tode; 7 Kanonen, 3 Standarten und 1200 Gefangene; der Preußischen aber 2500 Tode und 3000 Verwundete. Das erste Bataillon Garde verlohr die Hälfte seiner Officiere, und von 800 Mann, daraus es bestund, blieben nur noch 180 in dienstfähigem Zustande. Auf preußischer Seite blieben auf dem Schlachtfelde der tapfere Prinz Friedrich Wilhelm von Schwed, des Königs Vetter, den einige Flintenschüsse getödet hatten; Graf Schulenburg, der erst einen Hieb ins Gesicht bekam, sich verbinden lies, dann wieder ins Treffen rannte und erschossen ward. Verwundet wurden die vortrefflichen Feldherren, und unter diesen auch der königliche Prinz Wilhelm, Schwerin, Kleist und Finkenstein. Lezterer, ein Liebling des Königs, starb noch kurz darauf an seinen Wunden. Friedrich ehrte seinen Tod mit seinen Thränen. Für die übrigen zahlreichen Schaaren von Verwundeten sorgte er, es mochten Freunde oder Feinde seyn, wie ein Vater. Bei dieser Schlacht war es auch, wo der Präsident der Berlinischen Akademie, von Maupertuis, der dem Könige nach Schlesien gefolgt

war,

war, und iezt von einem Baume dem Treffen zusehen wolte, von einigen ungrischen Husaren gefangen und nach Wien transportirt wurde. Es gab ihn aber Maria Theresia gegen den schlesischen Bischof wieder zurük. Die Wichtigkeit Einer Schlacht, mein Sohn! sollte nie nach der Menge der Getödeten oder Verwundeten alleine geschäzt werden, sondern vorzüglich nach den Einfluß, den sie in die Systeme, in die Pläne der kriegführenden Mächte überhaupt hat. Die bei Mollwiz geschlagene war in dieser Rücksicht sicher eine der merkwürdigsten in diesem Jahrhundert. Denn zwo kleine Armeen entschieden in derselben wirklich das Schiksal von Schlesien, und die preußischen Krieger wurden von Stund an von andern Mächten so gefürchtet, wie es ihre Tapferkeit hier verdient hatte. Des glüklichen Ausgangs dieses Treffens ohngeachtet, bekennt doch Friedrich selbst, daß erst Mollwiz eine Schule für ihn und seine Truppen gewesen sey, bekennt, daß er vor und bei dieser Schlacht so viele Fehler begangen habe, daß nur die Tapferkeit und gute Mannszucht seiner Soldaten, ihn noch zu retten im Stande gewesen sey. Selbst ein östreichischer General schrieb nach derselben: „Ich hab in meinem Leben

ben nichts vortreflichers gesehen, als die preussische Armee. Sie rückte so regelmäsig zur Schlacht, als wäre sie auf dem Paradeplaz. Ihr blizendes Gewehr wirkte in der Sonne, und ihr geschwindes Feuer traf so zusammen, wie der Schall des Donners.

Um seinen erfochtenen Sieg gleich in der Nähe zu benüzen, lies der König durch den General Kalkstein, vom 11 April an, die Vestung Brieg belagern, und er selbst dekte die Belagerer mit seiner Armee in dem Lager bei Mollwiz. Als der König den Commandanten, Graf Picolomini, zur Uebergabe der Vestung auffodern lies, machte er ihm zwar diß Gegenkompliment: „Ich habe alle nur mögliche Achtung für einen so großen König und sein sieghaftes Heer; und keine andere Ursache, daß ich mich nicht ergeben kann, als diese, weil Seine Majestät nur dieienigen liebet, die ihre Schuldigkeit beobachten.„ Allein Picolomini ergab sich doch noch früher, als der König erwartet hatte. Denn schon am 4 Mai steckte er die weiße Fahne aus, und diese Vestung kostete dem König weiter nichts als 2000 Bomben und 4000 Stückkugeln. Auch hier bewies er sich als schonender Krieger. So oft die Bomben gezündet hatten, lies

er

er aufhören zu feuern, damit die Belagerten wieder zu löschen im Stande wären.

Der König blieb biß gegen das Ende des Maies in dem Lager bei Mollwiz stehen; übte bei dieser Muse seine Reuterei, die ihm noch zu viel Schwerfälligkeit hatte und betrieb allerlei politische Unterhandlungen mit einer Geschicklichkeit, die seine kriegerischen Talente noch zu übertreffen schien. Hier rekognoscirte der König oft ganz alleine die Gegend, und kam auch einst einem feindlichen Trupp nahe, der in einem Graben auf ihn lauerte. Ein Bauer hinterbracht ihm diß mit Lebensgefahr. Der König, der gewöhnlich weder Geld noch Geldeswerth bei sich hatte, versprach ihm diesen Dienst zu gedenken. Allein der Mann meldete sich nie, weil er diesen Dienst seinem Herrn ohnehin schuldig gewesen zu seyn überzeugt war. Indessen verfiel er in tiefe Armuth. Noch in der Todesstunde rieth er seiner Tochter mit 6 Kindern, den König an sein Versprechen zu erinnern, wenn sie sich nicht würde zu rathen wissen. Diß geschah, und der König schrieb eigenhändig an seinen schlesischen Minister, Grafen Hoym: „Die That des ehrlichen Margner ist bei mir noch in gutem Andenken. Seine Tochter verdient die ihm ver-

spro-

sprochene Belohnung." Sie erhielt solche wirklich, indem ihr Mann auf einem für ihn schiklichen Posten versorgt wurde. —

So beträchtliche Siege reizten Oestreich zu neuem Zorne. England und Pohlen schienen sich die Thaten nicht erklären zu können, die iezt das sonst so ohnmächtige Preussen that; und Frankreich frohlockte, daß ein marquis de Brandebourg Oestreich so empfindlich gedemüthigt. Lezteres schickte den Marschall von Belle-Isle zum Könige ins Lager, um mit ihm einen Allianztractat abzuschliesen, über den schon der König und Fleury sich schriftlich unterhalten hatten. Der König unterzeichnete ihn iedoch nicht eher, als biß er Beweise genug hatte, daß ihm Hannover, England und Pohlen allenthalben Unglück bereiteten und daß selbst Rußland seine Truppen gegen ihn zusammen ziehe. Denn die persönlichen Reize des pohlnischen Gesanden am rußischen Hofe, des Grafen Lynar, die nicht nur das Herz, sondern, wie gewöhnlich, auch den Verstand der Regentin von Rußland verstimmten, wirkten in Verbindung mit dem Oestreichischen Gesanden Botta, daß der brave Münnich, einer der ersten Männer in diesem Jahrhundert, gestürzt wurde.

Die

Die wesentlichsten Puncte ienes Tractats betrafen die Zerstückelung der Länder der Königin Maria Theresia, und die Erhebung des Kuhrfürsten von Baiern auf den Kaiserthron, wozu Chur-Brandenburg seine Stimme versprach. Frankreich leistete noch auserdiesem dem Könige die Garantie über Niederschlesien, und dieser entsagte seinem Successionsrechte auf Jülich und Berg; ienes versprach, zwei Armeen nach Deutschland zu schicken, die eine für Baiern, die andere gegen Hannover und Sachsen; und endlich wollte es Schweden, das ganz von Frankreich abhängig war, bewegen, Rußland den Krieg zu erklären. — Diß alles wurde so geheim verhandelt, daß keiner von den übrigen im Lager anwesenden Gesandten, die den König so gerne zum Abzug aus Schlesien und zum Vertrag mit Oestreich bereden wollten, auch nur das geringste davon vermuthete; vielmehr wurde der Englische, um Zeit zum Anmarsch für die Franzosen zu gewinnen, vom König immer dadurch hingehalten, daß man mit ihm zu Gunsten seines Hofes zwar vielfältig tractirte, aber niemals förmlich abschloß.

Acht Wochen lang hatte nun die Armee des Königs in den Lägern bei Mollwiz und Grott-

kau, die wegen der vielen anwesenden Gesandten, einem Friedenscongreß vollkommen ähnlich sahen, geruhet und mit den hinter Neiße verschanzten Oestreichern nur in kleinen Scharmützeln ihre Kräfte geübt. Sie hatte indessen neue Mannschaft und neue Pferde erhalten und der König war im Stande, zumal da auch seine politischen Unterhandlungen zu gedeihen schienen, wieder einen bedeutenden Streich auszuführen. Allein was ihm so leicht eine zahlreiche Armee nicht schaden konnte, diß drohete ihm die Verschwörung einiger vornehmen alten Weiber zu Breslau. Ein Clubb solcher weiblichen Feinde, die ursprünglich aus Oestreich und Böhmen abstammten, war seit langer Zeit in Schlesien anſässig; ihre Verwandten lebten in Wien, in Prag, und einige derselben dienten bei dem Heere des Grafen Neuperg. Als bigotten Catholiken war ihnen der Nahme: Preussen, so verhaßt als die Hölle. Sie unterhielten also, durch Vermittlung ihrer Priester, geheime verrätherische Briefwechsel, kamen fast alle Abende zusammen, theilten sich ihre Nachrichten mit und entwarfen neue Maasregeln, durch die sie iene kezerische Armee der Preußen aus Schlesien zu bringen hoffen könten. Der König hatte eine allgemeine Nachricht

richt von diesem Clubb erhalten, und sparte nichts, um in ihre Mitte eine falsche Schwester zu bringen. Diese wurde, wegen ihres vorgegebenen Haßes gegen die Preußen, mit offenen Armen und Herzen aufgenommen. Durch diesen Kanal erfuhr nunmehr der König, daß Neuperg, vermittelst heimlicher Verständniße, sich der Stadt Breslau zu bemächtigen, den Preußen ihre Magazine zu entreisen, und ihre Kommunication mit der Mark Brandenburg abzuschneiden, gesonnen sey. — Breslau hatte bei der vorhin erwähnten Kapitulation, dem Könige zwar Neutralität zugesichert, allein in Handlungen schon oft das Gegentheil bewiesen. Der König hielt also fürs beste, sich derselben auf eine gute Art zu bemächtigen. In dieser Absicht lies er die Stadt um freien Durchmarsch für ein Regiment seiner Truppen ersuchen. Indeß nun dieses in einem Thore unter der Anführung eines Majors von den Stadtsoldaten einrückte und sich auf dem Marktplaz schwenkte, statt dem Major durch die Straße zu folgen, so entstand in einem andern eine Verwirrung durch einige Lastwägen, die man mit Fleiß auf die Zugbrücken gefahren hatte, damit dieselben nicht aufgezogen werden konten. Diesen Umstand benuzten drei Bataillone und

fünf Schwadronen, und schlichen sich in die Stadt, besezten die Wälle, hielten die Straßen rein, die Thore gesperrt und in weniger als einer Stunde war Breslau ohne Schwerdstreich erobert (am 7 August). Die beiden Männer, durch die der König diese That hatte ausführen laßen, waren Prinz Leopold und Schwerin; der leztere lies sich auch sogleich in des Königs Nahmen von der Stadt den Eid der Treue schwören. Du siehst, ohne meine Erinnerung, wie viel dem Könige auch hier Verschwiegenheit in der Anordnung und Schnelligkeit in der Ausführung, genuzt habe. So sehr nun einige treulose Breslauer zu befürchten hatten, daß der Monarch ihre gefährlichen Anschläge nachdrücklich ahnden würde; so schonend behandelte er sie auch dißmal. Denn obgleich ein Syndikus der Stadt im Lager des Königs die begangenen Frevel eingestehen muste, indem er ihm seinen eigenhändigen Brief an Neuperg darlegte, so sezte doch der gnädige König weiter nichts hinzu als diß: „daß sie als Verräther zwar den Tod verdient hätten; indeßen wolle er aus besondern Gnaden die Sache bewenden laßen biß auf weitern Befehl.„ Und dieser erfolgte nie. Warum solte auch Friedrich Verbrechen

brechen bei diesen neuen Unterthanen sogleich mit dem Rad und Schwerd bestrafen, da er einsehen konte, daß alte Liebe für die alte Obrigkeit, die sich nicht in Augenblicken aus dem Herzen tilgen läst, den meisten Antheil daran habe.

Da der König selbst die besten Pläne der östreichischen Armee in Schlesien von Zeit zu Zeit vernichtete, und diß Land schon so gut als ganz besiegt wär; so schickte Maria Theresia den englischen Gesandten zu Wien Robinson, mit dem Vorschlag an den König: daß sie alles Vergangene vergeßen und ihm für seine Ansprüche auf Schlesien, Limpurg, ein Stück von Geldern und zwo Millionen Thaler verwilligen wolle. Allein der König gab diesem Gesandten, deßen Pathos bei der Unterhandlung sehr ins Lächerliche fiel, folgende Antwort: „nur Fürsten ohne Ehre können ihre Gerechtsame für Geld verkaufen; diese Vorschläge des Wiener Hofes sind für mich noch beleidigender als ehemals deßen stolze Verachtung. Meine Armee würde mich nicht werth finden, sie zu befehligen, wenn ich durch einen schimpflichen Vergleich die Vortheile verlöre, welche sie mir durch tapfere Thaten verschaft hat, die ihr die Unsterblichkeit erwerben.

Wißen Sie ferner, daß ich meine neuen Unterthanen, alle diese Protestanten, die mich durch ihre Wünsche herbeigerufen haben, nicht ohne die schwärzeste Undankbarkeit verlaßen kan. Wollen Sie, daß ich diese wie Schlachtopfer der Tyrannei ihrer Verfolger überliefere, welche sie ihrer Rachsucht aufopfern würden? Ha! wie solte ich in einem einzigen Tage die Empfindungen der Ehre und der Rechtschaffenheit verläugnen, mit denen ich auf die Welt kam? Wäre ich einer so niedrigen, so entehrenden Handlung fähig, so würde ich glauben, daß sich die Gräber meiner Vorfahren öffnen, diese heraufsteigen und mir zurufen müsten: nein! du gehörst nicht mehr zu unserm Blute! Wie? du soltest für Gerechtsame, die wir auf dich gebracht haben, kämpfen; und du verkaufest sie? Du befleckest die Ehre, die wir dir als den schäzbarsten Theil unsers Erbvermächtnißes hinterlaßen haben? Unwürdig des Fürstenranges, unwürdig des Königsthrons, bist du nur ein verächtlicher Krämer, der Gewinn dem Ruhme vorzieht! — Nein! nie, nie will ich solche Vorwürfe verdienen. Lieber will ich mich und mein Kriegsheer unter den Trümmern von Schlesien begraben laßen, als daß ich zugäbe, daß

die

die Ehre und der Ruhm des preußischen Namens den geringsten Fleck bekäme. Diß, mein Herr! ist die einzige Antwort, die ich Ihnen ertheilen kan.„

Robinson kehrte, wie betäubt, nach Wien zurück, und indeß er dort diese traurige Nachricht erzehlte, schloß Friedrich ein für Oestreich höchst trauriges Bündniß mit Baiern, kraft deßen iener dem Churfürsten auser der Stimme zur Kaiserwürde, auch noch Oberöstreich, Tirol, Breisgau und Böhmen und dieser dem Könige Schlesien garantirte. Dazu kam noch, daß Schweden Rußland mit Krieg überzog und Sachsen, gegen das ihm versprochene Mähren, sich an Baiern anschloß. Der wiener Hof, der nun nicht mehr auf Rußland rechnen durfte und doch von allen Seiten gedrängt wurde, schickte den schwärmerischen Robinson abermals zu dem König ins Lager. Hier zog iener eine Karte hervor, worauf die Abtretung von 4 Fürstenthümern in Schlesien mit einem Dintenstrich bezeichnet war. Allein der König schlug auch diese mit dem kalten Bedeuten aus: was zu einer Zeit gut seyn kan, ist es nicht mehr zu einer andern! Maria Theresia, betroffen über die glücklichen Fortschritte der Franzosen und

Baiern, lies endlich dem Könige durch den englischen Gesanden noch wichtigere Opfer anbieten, durch die sie den Frieden mit ihm zu erkaufen gedachte; allein der König lies es bedauern, daß er wegen der Tractaten, die er mit obigen Mächten eingegangen, nun nicht mehr freie Hände habe.

Schon fürchtete man in Wien selbst die Ankunft der Baiern; der Hof wolte aufbrechen, und Elisabeth, die verwittwete Kaiserin, Karls VI Gemahlin, eine gebohrne Prinzeßin von Braunschweig-Blanckenburg, schrieb die wehmüthigsten Briefe nicht nur an den Prinzen Ferdinand von Braunschweig, ihren Neffen, der bei der Armee des Königs diente; sondern auch an den Prinzen Ludwig von Braunschweig, der sich in Rußland befand. In dem Briefe an ienen hies es: „überreden sie den König, unser treuer Bundsgenoße zu werden, und der Königin, meiner Tochter, mit Truppen beizustehen, damit sie ihre Länder erhalten kan, welche izt so viele Feinde anfallen. Der König, der uns diß Unglück zugezogen, wird nun auch die Ehre haben wollen, uns zu seiner Zeit vom Untergang zu erretten, wird einige Rücksicht nehmen auf seinen eignen Vortheil und auf eine betrübte Mutter.„

ter." Der Brief an den leztern gibt „den Zustand der östreichischen Angelegenheiten völlig trostlos und verlaßen an, wofern nicht Gott mehr als einen Pharao ins Meer stürzen würde." So stark nun solche Briefe auf einen Monarchen wirken konten, deßen natürliches Mitleid noch nicht durch höhere Verpflichtungen umschränkt ist; so wenig Eindruck machten sie auf Friedrich, der Tractaten unterzeichnet hatte, noch ehe ihm diese Herzensgeständniße einer ehrwürdigen Fürstin waren dargelegt worden. Lerne, mein Sohn! bei solchen Kümmernissen der Großen deinen glücklichen Mittelstand liebgewinnen, und um den Werth ihrer Hoheit sie weniger beneiden!

Dem Könige lag daran, daß auch Frankreich dem Tractate, den er erst mit Baiern geschlossen hatte, die Gewähr leistete. Allein iene Macht schien es nicht zugeben zu wollen, daß dem Könige die Grafschaft Glaz und einige Stücke von Oberschlesien abgetreten würden. Vallory, der französische Gesandte, war dieser Angelegenheit wegen einst beim Könige und lies unvorsichtiger Weise ein Billet aus der Tasche fallen. Ohne sich etwas merken zu lassen, sezte der König den Fuß darauf und verabschiedete

den Minister so schnell er konte. Diß Billet war vom Sekretär der auswärtigen Angelegenheiten im französischen Ministerium geschrieben, und enthielt für den Gesandten die Anweisung: Glaz und Oberschlesien nicht anders an Preussen zuzugestehen, als in dem Fall, daß die Verweigerung noch mißlichere Umstände verursachen würde. Natürlicher Weise muste nun Vallory alles eingehen, was der König, der nun „mißlichere Umstände„ drohete, haben wollte.

Niemand war in Ansehung der Franzosen besorgter als der König von England, der mit ihrem Anmarsch schon sein Churfürstenthum verlohren hielt; er suchte also den Frieden zwischen Friedrich und der Theresia aus allen Kräften zu vermitteln. Der englische Gesandte Hindfort, dessen glatten Worten Friedrich lange nicht trauete, wand sich wiederholt an denselben und endlich auch mit der Aeuserung, daß der östreichische General Schlesien sogleich verlassen würde, wofern der König nur mündlich erklären wollte, nichts gegen die Königin von Ungarn Theresia zu unternehmen. Das weitere sollte in einer persönlichen Unterredung mit ienem General abgethan werden, zu der sich aber Friedrich nimmermehr würde verstanden haben, wenn

nicht

nicht der Besitz einer Provinz und die Ruhe seiner Armee, die eilf Monathe unter den Waffen gestanden hatte, ihn dazu vermocht hätte. Nach sorgfältiger Ueberlegung begab er sich in Geheim, blos von seinem Obersten Golz begleitet, nach Oberschnellendorf, wo er den Feldmarschall von Neuperg, den General Lentulus und den englischen Gesandten, Lord Hindfort, antraf. Der König machte bei der Unterredung zur ersten Bedingung, Verschwiegenheit von allem dem, was hier abgethan werden würde; im widrigen Fall wollt' er nicht gebunden seyn, dasienige zu halten, was er würde versprochen haben. Neuperg kam mit dem Könige wegen eines Waffenstillstandes überein, vermöge dessen Neiße nur zum Schein einige Zeit belagert werden und dann sich an Friedrich ergeben und, daß die preußische Armee in ihren Quartiern, weder in Schlesien noch in Böhmen beunruhigt werden sollte. Nach dieser Verabredung marschirte Neuperg, dem das Glück so oft den Rücken gekehrt hatte, wieder aus Schlesien und der König schritt zur Belagerung von Neiße. Ob gleich diese Vestung, abgeredetermassen, nur zum Schein belagert wurde, so ging es doch ernsthaft genug dabei zu. Die Belagerten hatten

ten alles um dieselbe her unter Wasser gesezt. Die Preussen warfen aus drei Batterien, deren eine mit dreisig Zwölfpfündern besezt war, und eine andere mit zehn Mörsern, drei Tage hinter einander eine ungeheure Menge Bomben und Kugeln in die Stadt, doch so, daß die Häuser geschont und nur die Vestungswerke ruinirt wurden. Die Stadt hielt sich in allem nur zwölf Tage. In der Nacht zwischen den 30 und 31 October lies der Commandant Chamade schlagen und erhielt mit seinen Leuten freien Abzug, mit allen kriegerischen Ehrenzeichen. Der traurigste Zufall, der sich auf preußischer Seite dabei ereignete, war, daß einige Pulverfässer, die man zu nahe an die Batterien gesezt hatte, sich entzündeten und eilf Soldaten von der Artillerie in die Luft sprengten. Der gröste Theil dieser Unglücklichen kam auf eine elende Weise um; ihre Körper wurden zerschmettert und so schwarz gebrannt, wie das Pulver selbst. Nach so vielen glücklichen Unternehmungen, war der König im Stande, schon am 7 November 1741 die allgemeine Erb- und Landeshuldigung in Breslau anzunehmen. Dieser Tag war einer der glänzendsten, den die Schlesier seit des Kaiser Matthias Zeiten, welcher der lezte Landesherr war,

der sich persönlich bei ihnen sehen lies, gefeiert hatten. Die Abgeordneten aller geistlichen und weltlichen Stände drängten sich mit ihrem zahlreichen Gefolge in die Hauptstadt zusammen und alle schienen wenigstens als wären sie vom Geist der lebhaftesten Freude beherrscht. Die Abnahme des Huldigungseides selbst sollte auf dem großen Saale des Rathhauses vor sich gehen, wo noch der mit Sammt überzogne Thron auf dem Matthias die Huldigung einst empfangen hatte, vorhanden war. Die zweiköpfigen Reichsadler, welche in diesen Sammt gestickt waren, wurden in Einköpfige umgewandelt, und auf die Brust der alten Adler Friedrichs verzogene Namen so gut gestickt, daß es schien, als wär er von ieher damit vereinigt gewesen. Der König war noch einige Tage vor der Huldigung in Breslau eingetroffen und machte indessen iede Stunde, durch Gnadenerweisungen, gegen die Tausende von Hohen und Niedern, Schlesiens Kindern und Kindskinder unvergeßlich. Er schuf aus schlesischen Grafen Fürsten; aus Baronen Grafen; aus Bürgerlichen Adeliche; vertheilte den schwarzen Adlerorden, Kammerherrn-Schlüssel, Freiheitsbriefe, Titel und Pensionen; lauter Gnadenerweisungen, die in einem

Lan-

Lande, wo es darauf ankam, sich die Nation auf immer zu verpflichten, vorzüglich zwekmäsig ausgespendet wurden. In gleichlöblicher Absicht hielt der König noch öffentliche Gesellschaften und Tafel, wozu er auch die liebenswürdigsten Damen laden ließ und nur alsdann, wenn solche geräuschvolle Tage vorüber waren, kehrte er in seine Einsamkeit und — blies zur Erholung die Flöte; besprach sich mit seinen Ministern Podewils und Münchow; oder schrieb freundschaftliche Briefe an seine literärischen oder kriegerischen Freunde. Indeßen war der Huldigungstag erschienen. Weil nun nicht alle Jahrzehend ein Schlesien erobert und seinem Eroberer gehuldigt wird; so will ich dich, mein Sohn! mit diesem Acte etwas genau bekannt machen. Mit dem anbrechenden Morgen trat die Garnison ins Gewehr und vertheilte sich in den verschiedenen Quartieren der Stadt. Die Garde besezte das Rathhaus und den Markt. In ienes zog dann in pompöser Prozeßion der Bischof von Breslau, Prälaten, Generale der geistlichen Orden und andere Abgeordnete der Geistlichkeit; auf diese die Abgeordneten der schlesischen Provinzen; dann der Adel; der Rath von Breslau und endlich die Abgeordneten anderer

H. W. Küfner inv. del & sc. 88.

Die Stände Schlesiens vor dem Könige
zur Huldigung versamelt.

derer Städte; alle stellten sich im Saale vor den errichteten Thron. Diesem zu beiden Seiten stunden die preußischen Ministers, Generale und andere von des Königs Gefolge. Gegen Mittag kam Friedrich selbst, in seinem gewöhnlichen prunklosen Phaeton, mit acht Pferden bespannt, angefahren. Er hatte seine Uniform an, die nicht neu aussah; sein Harr war nachläßig frisirt und so seine ganze Person ganz prachtlos. In diesem martialischen Aufzuge sezte sich der König auf dem Throne in seinen Lehnstuhl, und zunächst um ihn der Prinz von Preußen und die Prinzen vom Hause, der Marschall von Schwerin stund dicht zu seiner Rechten und solte das Königliche Reichsschwerd halten; allein man hatte daßelbe vergeßen. Der König bedacht sich nicht lange, zog seinen eigenen Degen, mit welchem er Schlesien erobert hatte, und gab ihn in die Hände Schwerin's. Hierauf hielt des Königs Minister Graf von Podewils in des Königs Nahmen eine Rede des Innhalts: der Monarch habe sie, die anwesenden Stände, zusammen berufen, um ihm, als ihrem souverainem Herzoge, den Eid der Treue mündlich, noch mehr aber im Herzen zu schwören. Er gelobe ihnen Vaterliebe, der

jeder

ieder Tag verlohren seyn würde, an dem sie ihren Schlesiern nicht neue Beweise von ihrer Wirklichkeit solte geben können. — Während dieser Rede stund der König mit entblöstem Haupt; als aber gleich darauf der Eid selbst abgelesen wurde, den die Schlesier mit lauter Stimme nachsprachen, saß er mit dem Hute bedeckt; die vom schlesischen Adel stunden, und die Geistlichkeit samt den Abgeordneten der Städte lagen auf den Knieen. Als geschworen war, ging einer nach dem andern, wie der Rang sie ordnete, hinan an den Thron, legten die Hand auf die Bibel, und küßeten den Knopf am Degen des Königs, zum Zeichen einer ewigen Treue. Podewils dankte hierauf im Nahmen des Monarchen und versprach den Schlesiern Schuz und Aufrechthaltung aller ihrer Rechte. Ein lautes Jubelgeschrei: es lebe der König von Preußen, unser souverainer Herzog! erschallte dann in dem Saale, indeß der König sein Compliment machte und seinen Phaeton bestieg, an den ihn die Stände begleiteten. — Siehe Sohn! diß war der feierliche Tag, von dem an Schlesiens Glück und Preußens Flor sich mächtig erhöhete; diß der Tag, an dem sich der König mit so viel stiller Gröse, so prunklos

und doch so erhaben zeigte; biß der Tag, für deßen Ehre er in der Folge Ruhe und Gemächlichkeit, Gut und Blut in den gefährlichsten Feldschlachten aufs Spiel sezen muste!

Daß der Landesherr und die Breslauer nach diesem Acte auch einander mit Lustbarkeiten werden zu unterhalten gesucht haben, ist leicht zu vermuthen. Der König gab vielen hundert Personen ein köstliches Tractament, wo unter andern, auch silberne Schüsseln mit Serviettenbedeckt, aufgetragen wurden. Die Vertrautesten des Königs musten aus diesen Schüsseln, die mit neugeprägten goldenen und silbernen Gedächtnißmünzen auf diesen Tag angefüllt waren, den Gästen iedem eine goldene und zwo silberne vorlegen, welche mit dem lebhaftesten Dank bei vollen Gläsern, dieses neue Unterpfand von der Gnade ihres neuen Herzogs erwiederten. Am Abend hatten die Bürger ihre Häuser erleuchtet, und ihre Einbildungskraft in den angebrachten Sinnbildern und Innschriften erschöpft. Als eine Probe vom guten und mittelmäsigen Wiz dieser Art geb ich dir folgendes. Ein Buchhändler hatte auf durchsichtiges Papier die Charte von Schlesien malen lassen, über welcher man den preußischen Adler im Fluge mit

den Worten erblickte: das im Rechte gegründete Eigenthum! welches gerade der Titel von dem Manifeste war, darin der König seine Ansprüche auf Schlesien gegen den Wiener Hof hatte erweisen lassen. Ein anderer stellte vor die schlesischen Vestungen mit den Ueberschriften: Glogau im Schlafen; Brieg im Wachen; Breslau im Lachen; Neiß im Krachen! Viele andere bewiesen, wie viel guten Willen Friedrich schon damals bei seinen Schlesiern hatte. War es auch Wunder, wenn ein iunger Held, aus dessen Augen ein mit viel Anmuth und Leutseeligkeit vermischtes Wesen hervor leuchtete, der wohl gebildet, gut gewachsen, und im Umgange sehr aufgeweckt war, der iedermann mit vielem Glimpf begegnete und nicht leicht ohne Bedacht sprach, der die feinste Philosophie des Lebens theoretisch und practisch innen hatte, der durch seine Belesenheit, durch seinen unerschöpflichen Wiz, durch seine Vertraulichkeit mit den schönen Künsten und durch seine Geschmeidigkeit und Galanterie bei Bällen und andern Lustbarkeiten, alle Herzen bezauberte. War es Wunder, wenn dieser Held in der Blüte seiner männlichen Jahre seinen Feinden durch ein Paar Menuets die Vasallen gar abgewann, die er mit dem Degen

in der Hand nicht gewinnen konte? Die für Prunk und für Ergözlichkeiten so ganz gestimmte schlesische Nation wolte von ihrem neuen Regenten unterhalten und gewissermaßen Anfangs durch dargebotenes Vergnügen trunken gemacht seyn, wenn sie die Bande ganz und auf immer trennen solte, die sie vorhin an Oestreich knüpften. Daher war Friedrich so geschäftig, sogar neue Erzämter z. B. Landspostmeister, Oberjägermeister u. d. gl. zu schaffen, die denen, so sie bekleideten, weiter nichts als den Titel: Excellenz, eintrugen. Dem Adel ertheilte er die Erlaubnis mit 6 Pferden zu fahren, und gegen die Stände begab er sich des den vorigen Regenten bei Huldigungen gemachten Geschenks von 100,000 Thalern, unter dem edlen Vorwand „das Land sei zu sehr durch Unglücksfälle erschöpft, als daß er von den Ständen diß Geschenk annehmen könne. Er wolle vielmehr trachten, dem Volke wieder aufzuhelfen, damit es Ursach haben möge, sich seiner Regierung zu freuen.„ Wie redlich hat doch der sparsame König Wort gehalten!

Gleich weise in seinen Gnadenerweisungen war er gegen das Volk überhaupt. Nichts intereßirt gewöhnlich dieses, bei Regierungsver-

änderungen mehr, als die äuserliche Religion und die Abgaben. Alle neue Verordnungen des Königs hatten daher den Zweck, die schlesischen Katholiken und Lutheraner in diesen Puncten zu beruhigen. Leztere, die bisher gedrückt waren, konten sich nun neue Kirchen erbauen und nach ihrem Vermögen Lehrer dabei anstellen, und der König selbst ging in Breslau einmal in die lutherische, das andremal in die katholische Hauptkirche, als hätte er durch diese Schritte in der Hauptstadt dem ganzen Lande declariren wollen, daß ihm Lutheraner und Katholiken gleich angenehm wären. Er lies sogar dem lutherischen Prediger, der die Huldigungspredigt zu Breslau gehalten hatte, eine goldene Medaille von 200 Dukaten am Werthe, einhändigen und gab also dadurch zugleich einen schönen Beweiß, daß er auch vernünftige Prediger zu schäzen gewust habe. Denn vielleicht ist seit dieser Zeit keine Predigt beßer bezahlt worden, als diese. Hatte sich der König schon hiedurch der Herzen der Nation bemeistert, so musten sie ihm in der Folge desto lieber ergeben bleiben, da er ihnen Steuern schenkte, Geld zum Bau ihrer Häuser, und Getreide zum Unterhalt und zur Saat, abreichen lies. Merke dir, mein Sohn! diese und

ähnli-

ähnliche Gnadenerweisungen dieses Monarchen; damit du über lang oder kurz diejenigen Tadler beschämen kanst, die, auf Kosten der historischen Wahrheit, denselben als einen harten Regenten verschreien, der nur genommen habe, wo er nicht gesäet hätte.

Ich muß dich nun wieder auf jene Zusammenkunft mit Neuperg und den in Geheim geschloßenen Waffenstillstand des Königs mit der Königin von Ungarn zurückführen, weil sich der König selbst sehr genau über seine Veranlaßung und Folgen erklärt hat. Friedrich sah frühzeitig genug ein, daß Frankreich die Zertrennung der östreichischen Macht durchaus nur darum zu bewirken suche, damit es aus deßen Theilen vier gleich große Fürsten, Oestreich, Preußen, Sachsen und Baiern schaffen, diese in ewiger Eifersucht gegen einander erhalten und über solche selbst gesezte Hospodaren den Schiedsrichter machen könne.

Zu einem solchen Project, das der deutschen Freiheit so gefährlich war, wolte Friedrich kein knechtisches Werkzeug abgeben. Seinen Absichten: Schlesien zu behaupten, war es angemessener, wenn er Frankreichs kecke Anmaßungen mit der Aufrechthaltung Oestreichs beschränkte,

und sich nicht vom alten schlauen Politiker Fleury überlisten lies, dem kein Bundsgenoße zu heilig war, wenn er durch deßen Aufopferung, etwas erschleichen konte. Diß Schicksal drohete auch bereits dem Könige, wie ihm geheime Nachrichten versicherten. Wer will es ihm also verargen, daß er auf seine Sicherheit dachte und Frankreich sich nicht über den Hals wachsen lies? Theresia war bereits am Rande des Abgrundes; ein Waffenstillstand kont ihr wieder etwas zu Kräften helfen. Wolte Friedrich wieder brechen, so kont es ihm dazu nicht an Vorwand fehlen, da er Verschwiegenheit zum ersten Gesez gemacht hatte; Verschwiegenheit aber konte Oestreich bei diesem Waffenstillstande gerade in die Länge hin am wenigsten nüzen. Das leztere war wirklich der Fall. Denn der Wiener Hof verbreitete frühe genug, daß der König von Preußen sich mit ihm verglichen habe. Dadurch wurden allerdings des Königs Bundsgenoßen eine zeitlang gegen ihn mißtrauisch; allein Friedrich bewies ihnen frühzeitig genug das Gegentheil und Oestreich muste sein gebrochenes Stillschweigen etwas theuer bezahlen.

Alle Armeen schienen sich das Wort gegeben zu haben, sich nunmehr in Böhmen zu treffen.

Der

Der Churfürst von Baiern war nur noch wenige Meilen von Wien und kont es ganz leichte einnehmen; allein das Mißtrauen, die Sachsen möchten einstweilen Böhmen für sich erobern, zwang ihn, von den Thoren Wiens, ohne erst diese rühmliche Eroberung versucht zu haben, wieder zurück. In ienem Wahn bestärkten die Franzosen den Churfürsten nicht wenig, weil diese nicht wolten, daß er durch die Eroberung von Wien einen so starken Zuwachs an Größe erlange. Neid und Mißtrauen bleibt bei den Großen so wenig ohne zerrüttende Folgen, als bei den Niedern. Hier waren iene Laster die Hauptquellen aller der Unglücksfälle, die in der Folge die Bundsgenoßen des Königs, und besonders die Baiern, trafen.

Die Besiznehmung von Schlesien machte auch andere Mächte nach Trümmern von der Verlaßenschaft Karls VI lüstern. Spanien lies seine Truppen nach Italien marschiren, um daselbst Parma und Piacenza, als Erbrecht seiner Königin zu erobern; und auf diese Weise hatte Theresia einen Feind mehr erhalten. — Das Jahr 1741 war seinem Ende nahe und noch stritt man in Frankfurth vergeblich, mehr um leeres Ceremoniel, als über den zu wählenden

Kaiser. Endlich drang auch hier Friedrichs Sprache durch, indem nämlich auf seinen Rath, der 24ste Jänner des folgenden Jahrs zum Tage der großen Wahl vestgesezt wurde.

So viel Antheil Friedrich an der Kaiserwahl zu Frankfurth nahm; so wenig, oder vielmehr gar keinen hatte er an der Thronerhebung der Prinzessin Elisabeth in Rußland, die noch im Anfang des Dezembers dieses Jahrs vor sich ging. Ein französischer Wundarzt, ein deutscher Musiker, ein Kammerjunker des rußischen Hofes und 100 Mann Garde, die durch französisches Geld bestochen waren, begleiteten Elisabeth zum kaiserlichen Palast in Petersburg und überrumpelten die Schildwache. Die Garnison rufte sie samt der Garde zur Kaiserin aus und der junge unmündige Kaiser samt seiner Mutter, der Prinzessin von Meklenburg, und seinem Vater, Prinz Anton Ulrich von Braunschweig, wurden in Verhaft genommen. Frankreich hatte eigentlich diese Staatsveränderung eingeleitet; weil sie aber auch zum Vortheil des Königs von Preussen ausschlug, so muste er, nach dem voreiligen Urtheile des Publikums dabei mit gewirkt haben. Nur so viel hatte Friedrich einige Monathe vor dieser Revolution

dem

dem französischen Gesandten Belle-Isle, der ihn fragte: ob er es ungerne sehen würde, wenn in Rußland etwas zum Nachtheil des iungen Kaisers Iwan, seines Neffen, vorginge? — geantwortet: „ich kenne unter Regenten keine andere Verwandte, als die meine Freunde sind„; ein Grundsaz, den die Politik vollkommen rechtfertigt, nach den sie so oft handeln muß, es mögen sich auch die natürlichen Gefühle der Verwandtschaft noch so sehr dagegen sträuben. So bald das Wohl und Wehe ganzer Staaten ins Spiel kommt, darf weder der Regent noch sein Diener auf Privat-Verhältnisse der Bluts-Verwandtschaft einige Rücksicht nehmen.

Indeß die Truppen des Königs etliche Monathe in den Winterquartieren lagen, drangen sich beinahe alle europäische Mächte durch ihre Gesandten zu ihm, um entweder von ihm Hülfe, oder Frieden, oder guten Rath sich zu erbitten. So mächtig drehete schon damals Friedrich das große Rad der politischen Angelegenheiten. Mit dem Jahre 1742 war er durch den Besitz von Schlesien, das ihm iährlich 3,600,000 Thaler einbrachte, im Stande, sein Kriegsheer beträchtlich zu verstärken. Um seinen Bundsgenossen, den Baiern, Franzosen und

Sachsen zu beweisen, daß er mit Oestreich nicht, wie man vorgab, einen wirklichen Partikularfrieden gemacht habe, begab er sich frühzeitig nach Mähren zu seinen Truppen. Seine Beschreibung von diesem Lande lautete gegen Jordan also: „die Häuser haben alle platte Dächer, wie in Italien, die Strassen sind sehr unreinlich, die Berge steil, die Weinberge häufig und die iungen Esel sehr zahlreich. Das wäre Mähren in einem Epigramm.„ Von hier aus schrieb er ihm, unter den mannigfaltigsten Arbeiten, noch viele andere Briefe, die alle das Gepräge des Philosophen und des sanftfühlenden Helden an sich tragen. Es sind goldene Worte, der er sich in einem Schreiben an ienen bediente: „die weniger glänzende Lage der Unabhängigkeit, der Muse und Vergessenheit, ist das wahre Loos des Weisen. Ich denke oft an Rheinsberg und an den freiwilligen Fleiß, der mich mit den Wissenschaften und Künsten vertraut machte. Aber bei dem allen ist keine Lage ohne Bitterkeit. Ich hatte damals keine Freuden; doch fehlte es auch nicht an kleinen Unfällen. Damals schifft ich auf einem Fluß, gegenwärtig auf dem offnen Meer. Eine Welle hebt mich biß zu den Wolken, eine andere schleudert mich

in

in den Abgrund und eine dritte wirft mich noch schneller wieder in die äuserste Höhe. Dieser heftigen Bewegungen der Seele bedarf nun der Philosoph eben nicht; denn was man auch sagen mag, ist es doch sehr schwer, bei den verschiedenen Schicksalen gleichgültig zu seyn, und das Gefühl aus dem menschlichen Herzen zu verbannen.„ — Selbst unter dem Kriegsgetümmel las Friedrich, als hätte er sich nach Rheinsberg zaubern wollen, den Boileau, Cicero's Briefe, die Tusculanischen Untersuchungen, die philippischen Reden und Cäsars Nachrichten; Bücher, die er sich erst von Berlin aus muste nach Mähren bringen lassen. In Mähren wolte er nun einen Plan ausführen, der das wenigstens zum Theil wieder gut machen solte, was seine Verbündeten gegen sich selbst so vielfältig verwahrloset hatten. Denn schon waren sie, bei ihrem gegenseitigen Mißtrauen, von der Oestreichischen Macht aller ihrer vorigen Vortheile beraubt und sehr in die Enge getrieben worden. Zu seiner Absicht auf Mähren hatte Friedrich einige sächsische Truppen nöthig. Diese zu erhalten, begab er sich selbst nach Dresden und suchte daselbst zuerst den Günstling des Königs, den Grafen Brühl, zu gewinnen. An

einem Nachmittag war bei Friedrich selbst Conferenz, wobei sich Graf Brühl, Graf Moriz und einige andere Gesandten befanden. Friedrich hatte eine Charte von Mähren vor sich, auf der er den Anwesenden seinen Plan, zur Rettung der Verbündeten, erklärte. Während dieser Unterhaltung trat auch der König von Polen August III in das Zimmer. Friedrich macht' ihm einige Complimente, und wolt ihm dann doch auch wenigstens Ehrenhalber eröffnen, zu welchem Gebrauch man seine Truppen anzuwenden gedächte. Der Minister hatte schon die Charte von Mähren eingeschlagen; allein Friedrich foderte sie ihm wieder ab, breitete sie vom neuen aus und spielte im Anpreisen seines Plans und deßen Folgen beinahe die Rolle eines Theriakskrämers, der seine Waare als die köstlichste zu erheben pflegt. Vorzüglich suchte er dem Könige von Polen begreiflich zu machen, daß er niemals Mähren bekommen würde, wenn er sich nicht die Mühe gäbe, es anzunehmen. August betrug sich dabei wie sich ieder schwächliche Geist gegen den andern, der ihm weit überlegen ist, zu betragen pflegt, er sagte nämlich zu allem: Ja, und sah dabei aus, als wär er wirklich überzeugt. Allein in

seinem Blick war etwas, das Langeweile anzeigte. Zum Glück unterbrach Brühl diß wichtige Gespräch dadurch, daß er seinem Herrn ankündigte: die Oper würde anfangen. Nun hätten zehen Königreiche, die zu erobern gestanden, den König von Polen nicht eine Minute länger zurück gehalten. Man ging also in die Oper und der rastlose Friedrich, der nichts halb thun wollte, vollendete am folgenden Morgen um 6 Uhr das, was er heute ziemlich glücklich angefangen hatte. Er lies nämlich zur gedachten Stunde den Pater Guarini zu sich einladen. Dieser war, in einer Person, Augusts Günstling, Staatsminister, Hofnarr und Beichtvater. Friedrich überlistete wirklich durch Schmeicheleien, die der Eitelkeit des Italiäners behagten, diesen Priester und er bestärkte seinen Herrn, den König von Polen, Preußen die Truppen zu überlaßen. Damals dachte Friedrich wohl nicht daran, daß diese mit soviel Kunst negocirte Sachsen, diese sonst so braven Soldaten, so wenig die angewandte Mühe lohnen würden, wie der Erfolg ihn gelehrt hat! Denn ihre Langsamkeit und Unwillfährigkeit bei den Zügen; ihre Behaglichkeit, der sie sich in guten Quartieren überliesen, ihr Ungehorsam gegen

gegen die pünctliche Ausführung der Befehle des Königs, waren Hauptursachen, daß Friedrichs Plan bei diesem Feldzuge scheitern muste. Indeß seine eigenen Truppen biß an die Thore Wiens streiften, die Ungarn in ihrem Vaterlande schlugen und daselbst allgemeines Schrecken verbreiteten, peinigte die Furcht die Sachsen in ihren Standquartieren, weil sie dann und wann eines östreichischen Reuters ansichtig wurden. Als sich die preußischen Truppen wieder aus Ungarn zurückgezogen hatten, schickten sie sich an, Brünn zu belagern. Man bat sich dazu vom König August Kanonen aus; allein er schlug sie ab, weil bei ihm Geldmangel war, den ein so eben um 400,000 Thaler erkaufter großer grüner Diamant verursacht hatte. Der gute August gehörte also auch zu der Art Leuten, die zwar den Zweck wollen, aber sich nicht um das Mittel bekümmern. Wolte er einst Mähren besizen, so muste er erst Brünn erobern helfen. Diß konte aber nicht erobert werden, weil, nach der Sprache Friedrichs an Jordan, „die Sachsen keine Kanonen hatten. Man muß erst ein Loch machen, ehe man in eine Stadt gehen kan.„ Friedrich hatte indeßen noch mehr Beweise, daß er sich, im Fall der Noth, nicht

würde

würde auf die sächsischen Hülfstruppen verlaßen können; er verlies also Mähren, gegen das August so gleichgültig war, und wo ein längerer Aufenthalt ihn in mißliche Umstände versezen konte. Ein Herr von Bülow, der als sächsischer Minister dem Könige folgte, fragte ihn, als er ihn im Begriff sah, diese Provinz zu verlaßen: „aber, Sire! wer wird denn meinem Herrn die Krone aufsezen?„ Der König antwortete: „man gewinnet keine Kronen, als nur mit grobem Geschüz.„

Die Preussen zogen sich hierauf in mehrern Abtheilungen nach Böhmen, und die übrigen Bundsgenossen pflegten der Ruhe, nährten Zwiespalt und verschlimmerten dadurch ihre ohne diß sehr mißlichen Umstände. Der Kuhrfürst von Baiern war zwar indessen zum Kaiser gewählt worden; allein sein Heer hatte bisher an Stärke eben so viel verlohren, als er an Würde gewonnen. — Gerade an dem Tage, da er als Kaiser zu Frankfurth gekrönt wurde, eroberten die Oestreicher seine Residenz München. Nicht minder kläglich war der Zustand der französischen Truppen. Friedrich dachte also im Ernste darauf, sich mit Oestreich, das sich in Ungarn neue Macht bereitete, zu sezen. Lord Hindfort

ward

ward zur Vermittelung des Vergleichs gebraucht; allein dißmal war iener Hof nicht so willfährig als vorhin, weil sich auf Seiten der preußischen Bundsgenossen mehrere günstige Umstände für Oestreich ergeben hatten. Friedrich sah also bald ein, daß, um mit ienem Hofe ins Reine zu kommen, er dessen Heer erst noch eine entscheidende Schlacht würde liefern müssen. Diese durfte Friedrich dießmal um so weniger fürchten, da seine Armee aus 33,000 Mann guten und auch etwas ausgeruheten Truppen bestand. Da er nun hörte, daß die Oestreicher unter der Anführung des Prinzen von Lothringen und des Feldmarschall Königseck, in Böhmen einrückten, um erst die Preussen zu schlagen und dann auf Prag loszugehen, so faste Friedrich den Entschluß, ihnen selbst zu begegnen. Seine Truppen versammlten sich bei Chrudim, rückten biß gegen Tschaslau und zu dem Dorfe Chotusiz fort, woselbst sie am 17 Mai des Morgens um 4 Uhr die ganze östreichische Armee in Schlachtordnung gegen sich aufmarschiren sahen. Der König hatte bereits mit seinem Feldmarschall Buddenbrok und dem Prinzen Leopold, sein Heer so geordnet, daß er mit 82 Kanonen, die fürchterlich wüteten, und ganze

Glie-

Glieder wie abgemehtes Gras zu Boden strekten, den Feind empfangen konte. Buddenbrok drang von besezten Anhöhen mit solchem Ungestümm auf den Feind, daß er alles vor sich niederwarf; eben so glüklich brach Graf Rothenburg mit den Dragonern in das östreichische Fußvolk und würde es ganz niedergehauen haben, wenn ihm nicht einige östreichische Kürassiere in den Rücken gefallen wären. Er selbst wurde schwer verwundet. Nach diesem tapfern Reutergefecht, wo sich schon die, seit der vorigen Schlacht verbesserte Reuterei der Preussen, sehr vortheilhaft gegen die östreichischen Kürassiere, vorhin die Pfeiler des Reichs, auszeichnete, drang der östreichische General Königseck mit seinem rechten Flügel auf den linken der Preussen. Um diesen würde es geschehen gewesen seyn, wenn ihm nicht die Reuterei durch ihre wundervolle Tapferkeit gerettet hätte. Bei dieser Gelegenheit zündeten die Oestreicher das Dorf Chotusiz an, welches das Regiment Schwerin bisher besezt hatte. Diß Regiment wich noch beizeiten und nun war die Flamme des Dorfes die Scheidewand der beiden Armeen. Des Feuers ohngeachtet drang besonders ein Regiment ungarischer Infanterie, mit dem Säbel

in der Faust, aufs neue in den linken Flügel der Preussen; allein dieser Versuch lief so unglüklich ab, daß Soldaten und Officiere, so wie auch noch ein anderes Regiment vor den preussischen Batallionen so zu Boden stürzten, als hätten sie insgesamt das Gewehr gestrekt. Diesen Augenblik benüzte der König und griff mit einer schnellen Schwenkung die oestreichische Infanterie so nachdrüklich an, daß sie zusammen gepreßt wurde, in Unordnung gerieth und floh. — Der König gibt selbst der Tapferkeit seiner Soldaten das rühmliche Zeugniß, daß solche die Fehler bei weitem ersezt habe, die er und Prinz Leopold vor und bei der Schlacht hätten zu Schulden kommen lassen. Die Oestreicher verlohren in derselben besonders viele Officiere; an Toden und Gefangenen 7000 Mann; 18 Kanonen und 2 Fahnen. Die Toden preussischer Seits beliefen sich auf 900 Reuter, 700 Infanteristen; und die Verwundeten auf 2000. Die Generale von Werdeck, von Wedel, und die Obersten Bismark, Malzahn, Kurzfleisch und Pritzen kamen dabei auf die ruhmwürdigste Art ums Leben. Noch auf dem Schlachtfelde berichtete der König seinen Sieg an den theilnehmenden Jordan also: „Lieber, ich sage

dir

dir ganz gutes Muthes, daß wir den Feind derb geschlagen haben. Wir befinden uns alle wohl. Der arme Rothenburg ist in der Brust und am Arm verwundet.„ — Mit noch froherem Muthe sezte er am dritten Tage nach der Schlacht hinzu: „heute kan ich dir zu meinem Vergnügen sagen, daß der Sieg für unsere Truppen nicht sehr blutig gewesen ist. Dadurch wird er mir um so angenehmer und nun kan man sich doch vom Herzen darüber freuen. Leb wohl, lieber Jordan, du siehst, daß ich dich nicht vergesse; ich habe ia den Augenblik nach dem Siege an dich gedacht.„ War gleich diese Schlacht, von der der König selbst einen Bericht niederschrieb und ins Publikum schikte, minder lebhaft und verheerend, als iene bei Mollwiz, so bluteten doch immer Todenopfer genug für eine Zeit von 3 Stunden! Der Patriot beruhigt sich bei ihren Gebeinen in der Ueberzeugung, daß sie den Frieden beförderten. Denn obgleich während der Zeit, als der Prinz von Lothringen von dem König geschlagen wurde, auch die Franzosen bei Sahai über den Fürsten Lobkowiz siegten; so wolte sich doch der König bei dem bisherigen Kriegsglük genügen und seine Gründe zum Frieden nicht wieder gegen miß-

liche Hoffnungen schwinden lassen. Fleury's Falschheit und geheime Anschläge, wodurch er den Kezer Friedrich in der Folge glaubte demüthigen und in Ordnung erhalten zu können; und der Sachsen Absonderung von seinen Truppen, war unter diesen der vorzüglichste. Denn die Gleichgültigkeit des leztern Hofes ging so weit, daß, als Friedrich dem August seinen Sieg bei Chotusiz melden lies, dieser den Gesandten mit unverzeihlicher Unwissenheit fragte: ob auch seine Sachsen tapfer dabei gefochten hätten? — die doch schon lange nicht mehr bei Friedrichs Truppen waren. Zu diesem kam auch, daß Friedrich kaum noch 150,000 Thaler vorräthiges Geld im Schaze hatte. Oestreich konte sich über diß alles in der Folge wieder erholen, zumal da der alte Broglio so sicher und übermüthig bei seinen Zügen zu Werke ging und immer lächerlich fand, wenn ihn der junge König Friedrich berathen oder warnen wolte. Dieser drükte sich daher etwas stark in seinen damals geschriebnen Briefen, sowohl über diesen französischen, als auch über den bayerischen Feldmarschall, Graf von Thörring, also aus: „Die verdammten Franzosen verderben alles, was ich in Ordnung bringe. Da haben denn der Kaiser und der König von

Frank-

Frankreich mit vieler Sorgfalt zwei wahre Gänse zu ihren Generalen in Bayern ausgesucht. — Unmöglich kan man alle Fehler zählen, die sie gemacht haben.„ Sicher muthmassete damals Friedrich alle die traurigen Verhältnisse, in die seine Bundsgenossen mit der Zeit durch ihre eigene Schuld noch kommen würden. Er suchte also sein Schlesien zu retten, da es noch Zeit war. Theresia sah izt auch mehr als iemals ein, daß diß Opfer nöthig sey, um den König von ihren übrigen Feinden zu trennen und dadurch ihre andern Staaten zu erhalten. Die lezte Schlacht und die Beredsamkeit des englischen Gesandten, Lord Hindfort, besiegte alle Schwürigkeiten, die etwann auf Seiten des Wiener Hofes noch obwalten konten. Theresia genehmigte den Rath ihres Freundes, des Königs von England, und lies am 11 Jun. 1742 zu Breslau vorläufig Friedensbestimmungen unterzeichnen. Von ihrer Seite war der englische Gesandte, Lord Hindfort, und von Preussischer, der Graf Podewils, des Königs Minister, damals in Breslau, zu diesem Friedensgeschäfte bevollmächtiget worden. Die beiden kriegführenden Mächte gaben sogleich Befehle zur Beendigung aller Feindseligkeiten; Friedrich sezte

 iedoch

iedoch in einem Briefe an den Prinzen Leopold hinzu: wofern aber die Oestreicher meine Leute angreifen sollten, müssen sich diese wie brave Leute wehren, und dabei auf ihrer Hut seyn.„ Der Friede selbst wurde den 28sten Jul. feierlich bekannt gemacht. Beide Theile versprachen sich in 17 Artikeln, unter andern, ewige Freundschaft und Vergessenheit dessen, was vor und während dieses Krieges vorgefallen sey; sie wollten wechselseitig nie mit ihren Feinden in ein Bündniß treten, das wider diesen Frieden wäre. Theresia trat auf ewig ganz Nieder- und Oberschlesien und die Grafschaft Glaz, ausgenommen die Städte Troppau, Jägerndorf und das ienseits der Oppa gelegene hohe Gebirge, an Preussen ab, und entsagte für sich und ihre Nachkommen allen weitern Ansprüchen, wie sie auch Nahmen haben möchten; dagegen that der König für sich und seine Erben auf alle alte und neue Ansprüche Verzicht, die er bisher an die Königin von Ungarn und Böhmen machen konte. Er versprach ferner, die katholischen Glaubensgenossen im ungestörten Besiz ihrer Rechte zu lassen; iedoch unbeschadet der den Protestanten zu verstattenden unumschränkten Gewissensfreiheit; versprach die Bezahlung der auf Schlesien haftenden 1700,000

Thaler Schulden an einige englische Kaufleute und einige andere Puncte, die das Interesse der gegenseitigen Unterthanen zum Gegenstande hatten. So war denn diß schöne, schon damals mit mehr als einer Million fleisiger Einwohner besezte Land Schlesien, dessen Flächeninnhalt 640 Quadratmeilen beträgt, das von der Natur so reichlich mit Producten und von der Kunst mit so viel Manufacturen und Fabriken gesegnet ist, durch einen zweiiährigen Krieg, mit den preussischen Staaten vereinigt. Zwar hatte diese Eroberung dem Könige gegen 8 Millionen Thaler gekostet; allein es ist eine wahre Kleinigkeit für ein Land, dem an Werth so manches Königreich nachstehen muß; zumal da es Friedrich in der Folge auf eine ihm ganz eigne Art zu vervollkommnen und zu benuzen wußte. Aber der Sieger lies sichs bei diesem Friedensschluß wohl nicht einfallen, daß dessen Ewigkeit so kurz seyn und daß ihm die Erhaltung Schlesiens noch so viele Schlachten kosten würde!

Es mag wirklich ein schönes Fest gewesen seyn, als der König im Lager bei Kuttenberg seine Generale zu einem großen Tractament einlud, und diesen treuen Gehülfen seiner großen Thaten, beim Glas Wein die gediehene Frucht

ihrer gemeinschaftlichen Anstrengung: den Frieden und den Besitz von Schlesien verkündete! Als er diesen tapfern Helden erklärt hatte, daß es nie seine Absicht gewesen sey, die Königin von Ungarn, Maria Theresia, zu unterdrücken, so bald sie seinen gerechten Ansprüchen würde Genüge geleistet haben; so trank er mit ihnen auf der vortreflichen Theresia und ihrer Angehörigen Gesundheit und auf ewige Versöhnung! — In einem noch vortreflichern Ton, meldete er diesen so vortheilhaften Frieden, seinem Jordan aus demselben Lager, also: „ich habe das gethan, was ich der Ehre meiner Nation schuldig zu seyn glaubte, und thue iezt, (indem ich Frieden mache,) was ihr Glück von mir fodert. Das Blut meiner Truppen ist mir theuer; ich verschliese alle Kanäle, aus denen es in einem stärkern Strome hätte fliesen können. — Nun soll sich mein Leib aufs neue dem Vergnügen und mein Kopf der Philosophie überlassen. — Leb wohl, höchst friedlicher Jordan. Dein Freund Eisenfresser wird dich bald in dem bescheidnen und einfachen Anzuge eines Philosophen grüssen.„

Der König vermuthete bei diesem Friedensschluß, daß ihn das kurzsichtige Publikum mit

seinem

seinem Tadel verfolgen würde, weil er seine Bundsgenossen immer etwas blosgestellt habe. Gegen diese Pöbelsage empörte sich sein edler Ehrgeiz, der nach Grundsäzen zu handeln gewohnt war, für die so viele Moralisten vom gemeinen Schlage, keinen Sinn zu haben schienen. In dieser ungewissen Erwartung, was man zum Frieden sagen würde, schrieb er einen Brief an Jordan, der seiner Sprache und seines Innhalts wegen, verdiente in Erz gegraben zu werden. Nie vermochte Cäsar und Cicero schöner zu schreiben, als Friedrich an folgenden geschrieben hat: „in der That rechne ich auf irgend einen satyrischen Pfeil und auf die gewöhnlichen Reden, die Gemeinpläze, welche Gecken und Ignoranten, mit einem Wort, Leute, die nicht denken, einander ohne Unterlaß nachbeten. Aber ich bekümmere mich wenig um das unsinnige Geschwäz des Publikums, und frage alle Professoren der Jurisprudenz und der politischen Moral, ob ich dann, wenn ich meine Verbindlichkeiten nach meinen besten Kräften zu erfüllen gesucht habe, mich iezt nicht davon losmachen darf, da ich hier einen alliirten (Sachsen) gar nichts, und dort einen andern (Baiern) nichts Kluges thun sehe; da ich noch obendrein

besorgen muß, bei dem ersten Unfall werde der stärkste und mächtigste meiner Alliirten (Frankreich), einen verstellten Frieden schließen und mich ganz verlassen. Ich frage, hab ich in einer Lage, worinn ich den Untergang meiner Armee, die Erschöpfung meines Schazes, den Verlust meiner Eroberungen, die Entvölkerung meiner Staaten, das Unglück meiner Unterthanen, mit einem Wort, worin ich alle die Widerwärtigkeiten voraussah, denen das unsichere Schicksal der Waffen und die Falschheit der Politiker aussezen — hat in einer solchen Lage ein Souverain nicht das Recht, sich durch einen klugen Rückzug vor einem gewissen Schiffbruch, oder vor einer augenscheinlichen Gefahr zu sichern? — Fragt man nach Ruhm? Meine Truppen haben sich genug erworben. Nach Vortheilen? Meine Eroberungen beweisen sie. Verlangt man, die Truppen sollen sich zum Kriege gewöhnen? Nun, so beruf' ich mich auf das unwidersprechliche Zeugniß unserer Feinde. Mit einem Wort, diese Armee kann an Tapferkeit, Stärke, Ausdauern in Beschwerlichkeiten und in Allem was Truppen unüberwindlich macht, nicht übertroffen werden. — Findet man einen Spieler klug, der, wenn er ein Sept-leva gewonnen

wonnen hat, den Tisch verläst; so muß man noch mehr das Betragen eines Kriegers billigen, der sich nach einer Reihe von vortheilhaften Siegen vor Fortunens Eigensinn zu sichten weiß. — Sie werden mich nicht verdammen; aber wohl iene Stoiker, die mit ihrem kalten Temperament und ihrem verbrannten Gehirn nach der strengen Moral hinhangen. Nun, ich werde ihnen antworten: ihr thut recht wohl daran, eure Grundsäze zu befolgen; aber zu dieser strengen Tugend schickt sich die Romanenwelt besser als unsre Erde; und ohnediß hat eine Privatperson ganz andere Bewegungsgründe, ein ehrlicher Mann zu seyn, als der Souverain. Bei ienem kommt es nur auf seinen individuellen Vortheil an, und den muß er beständig dem Wohl der Gesellschaft aufopfern; folglich ist es für ihn Pflicht, die Moral strenge zu beobachten, da die Regel gilt: Besser, daß Ein Mensch leidet, als daß die ganze Nation zu Grunde gehe. — Ein Souverain hat das Glück eines ganzen Volks zum Ziel, und seine Pflicht befiehlt, daß er es ihm verschaffen soll. Um dahin zu gelangen, muß er sich selbst aufopfern, und noch weit eher seine Verträge, wenn sie anfangen, dem Wohl seines Volks entgegen zu stehen.„

Wer solte einen Monarchen von solchen Grundsätzen nicht seegnen, der sich weislich zur rechten Stunde zurückzieht, in der ein kurzsichtiger seines Sieges trunken, Gut und Blut der Seinen noch länger aufs Spiel gesezt hätte, um seinen jugendlichen Ehrgeiz in allen Stücken zu befriedigen. Friedrich sehnte sich nach Ruhe; sehnte sich in seine Residenz, zu seinem Volke zurück, das ihn liebte und so bange Besorgniß für sein Leben, selbst bei den fröhlichsten Siegesnachrichten, haben muste; er sehnte sich nach dem stillen Umgang mit den Musen, die, ob sie gleich auch im Kriege oft mit ihm unter einem Zelte wohnten, doch von ihm weder so genossen noch gepflegt werden konten, wie er sonst gewohnt war; sehnte sich nach seinen Busenfreunden, die theils zu krank, theils zu furchtsam, theils zu bequem waren, als daß sie ihn während des ganzen Feldzugs hätten begleiten können, und die doch bei alledem seinem für wahre Freundschaft so empfänglichen Herzen, Bedürfniß geworden waren. Denke nicht, mein Sohn! als habe diese der glückliche Sieger, wie gewöhnlich die raubsüchtigen Eroberer, vergessen. Nein! täglich freuete er sich ihres Wiedersehens, ihres philosophischen und scherzhaften

Um-

Umgangs; in alle seine Briefe strömte dieser Wunsch und Jordan hatte genug zu thun, wenn er nur an die Auserwählten die schriftlichen Erklärungen von des Königs Zärtlichkeit ausrichten wollte. Er berechnete ein ganzes Monath genau den Tag und die Stunde noch in Böhmen vorher, wenn ihm dieses persönliche Wiedersehen in Berlin zu Theil werden würde! „Wir wollen glückliche Tage leben, Jordan! wenigstens vernünftige (schrieb er damals), denn wir werden viel vernünfteln; ich werde dir das ganze Galimathias von Zärtlichkeitsversicherungen sagen, das man seinen Freunden vorzuschwazen pflegt, wenn man sie lange nicht gesehen hat.„ Dieses Sehnen im Felde nach seinen Vertrauten, ging auch auf die leblosen Dinge über, unter denen sie wandelten. Man kont' ihm daher nie umständlich genug von seinen neuen Gärten, Gebäuden, Meubles u. dergl. schreiben, alle Kleinigkeiten „die sich auf sein Vaterland bezogen, waren ihm schäzbar.„ Die von Freunden erhaltenen Nachrichten über solche Gegenstände, scheinen auch, nebst der Dichtkunst und Musik, die einzige Erholung bei ienen unbeschreiblichen Arbeiten gewesen zu seyn, die der Monarch bei diesem Feldzuge hatte. Er

sagte

sagte es nicht, wie eitle Prahler, laut in die Welt, sondern seinem Jordan ins Herz „daß die Menge an einem Tage expedirter Geschäfte ihn den Kopf schwindlich mache; denk Jordan! an den armen Ixion, der wie ein Galeerenslav an dem großen Rade arbeitet.„ Höchst empfindlich war es ihm, wenn er merkte, daß ihn bei dieser Thätigkeit, der schiefe Theil des Publikums auch schief beurtheilte, und in die Reihe iunger flatterhafter Regenten zu sezen sich erdreistete. Er wolte, daß sein Werth und seine Thaten erkannt und gepriesen würden; aber der muß noch auftreten, der beweisen könte, daß er sich und diese Thaten ie prahlerisch Schau getragen habe. Seinen Freunden gestund er, so wie in seinen Schriften der Welt, daß Ruhmbegierde ihn bei diesem Feldzuge geleitet habe; aber kont er wohl durch diß Geständniß lächerlich werden? Wer that ohne Ruhmbegierde ie etwas Großes? Sie mag dann und wann den iungen Helden in Augenblicken zu stark gespornt haben; aber er kam doch immer bald wieder in sein Vernunftgebiet zurück und erkannte, daß es Schwachheit sey, sich ihr, wie der Reuter dem Roß, überlassen zu müssen. — So gerne er es sah, daß seine Thaten von der Welt erkannt

werden

werden möchten, eben so gerne theilte er den Ruhm schon damals mit denen, die dabei mitgewirkt hatten. Er erklärt daher in seinen Briefen seine Armee für die tapferste; nennt ieden seiner Soldaten einen Römer, einen Cäsar, die nur zu sterben und zu siegen wüsten und selbst als Sieger, mit der grösten Selbstüberwindung, des Lebens und der Güter der Besiegten zu schonen im Stande wären. Seine Freude war daher groß, wenn er diese Opfer, die so edelmüthig für das Vaterland gefochten hatten, nach den Schlachten in den Lazareten besuchen und von den Aerzten die Hoffnung ihrer Wiedergenesung vernehmen konnte. „Die Erhaltung des Preusischen Bluts (schrieb er an einen seiner Freunde) ist mir theurer, als der eitle Ruhm, eine unglükliche Königin ganz unterdrükt und ein verheertes Land, Böhmen ganz zertreten zu haben. Ich kehre zum Frieden zurük, den nur die Gewaltthätigkeit und der Uebermuth meiner Nachbarn soll unterbrechen können.„

Er verlies mit dem Ende des Junius das Lager zu Kuttenberg; eilte aber nicht mit raschem Schritt gerades Weges nach Berlin, als einer der seines Triumphes Feier nicht erwarten kan; sondern bereiste erst seine schlesischen Städ-

te und Vestungen und machte daselbst die wirksamsten Justiz- und oekonomischen Anstalten, die ihm in der Folge den dauerhaftesten und einträglichsten Besiz des Landes solten sichern helfen. Vorzüglich drang er darauf, daß die dasigen Vestungen in einen solchen Zustand gesezt würden, in den sie einer neu andringenden Macht Troz bieten könnten. Nach so viel mühseeliger Arbeit konte er mit desto süsserer Ueberzeugung im lezten Briefe an seinen Jordan von Breslau aus schreiben: „ich habe mein Tagwerk ganz erfüllt, alle meine Geschäfte vollendet, und kehre nun mit der Beruhigung in mein Vaterland zurück, daß ich mir seinetwegen keinen Vorwurf machen darf!„

Laß uns denn noch einmal auf die vorzüglichsten Auftritte, die nach dem Tode des Kaisers Karls VI erfolgten, und die sich alle zum Ruhme Friedrichs endigten, zurückschauen. Der König von Preussen, bißher nur durch seine Lectüre, Verse und Musik und durch seinen Hang nach einsamen Ergözungen gekannt, wagt es unter allen Mächten zuerst, bei einer der fürchterlichsten, Ansprüche auf altes väterliches Erbe in Schlesien zu machen. Europa staunt ob der Kühnheit und verzeiht sie dem iungen raschen

Regenten erst nach dem blutigen Siege bei Mollwiz, auf den sich Schlesiens Städte ergaben. Hierauf bemühete sich iede europäische Macht, den iungen Helden auf ihre Seite zu ziehen. Frankreich gelingt es wirklich, ihn zu gewinnen und glaubt nun unter den Auspicien dieses glüklichen Bündnisses nicht nur vor allem Unfall gesichert, sondern auch im Stande zu seyn, Oestreich, seinen fürchterlichen Nebenbuhler in Ehre und Macht, empfindlich zu demüthigen. Es gelang. Beide Mächte erheben den Churfürsten von Baiern auf den erledigten kaiserlichen Thron, und geben ihm die Krone Böhmen in die Hände, die aber dieser Churfürst nicht zu schüzen wuste. Oestreich erholte sich etwas durch die Fehler der preussischen Bundsgenossen und Friedrich beugt sie durch einen abermaligen Sieg bei dem Dorfe Chotusiz, nahe an der Stadt Czaslau. Oestreich wünscht von Friedrich den Frieden mit Schlesien zu erkaufen und der Held benuzt den Zeitpunct, Bundesgenossen zu verlassen, deren räthselhaftes Benehmen Plane verrieth, die dem Ruhme und Glük seines Hauses wenig günstig waren; er machte also Frieden, ohne die Stärke dieser Bundsgenossen zu fürchten, zerstörte dadurch ihre Pläne, schwächte ihre

Macht und erhielt sich selbst beim Genusse eines so glorreichen Friedens, indeß sich iene noch immer einander gegenseitig entkräfteten.

Friedrich gestund nach diesem Friedensschluße selbst, daß mehrere zusammentreffende Umstände seine Unternehmung auf Schlesien begünstigt hätten. Unter iene zählte er, daß sich Frankreich mit in diesen Krieg ziehen lies; daß Rußland von den Schweden angegriffen wurde; daß die Hannoveraner und Sachsen aus Furchtsamkeit sich so unthätig verhielten; daß die gewonnenen Vortheile so ununterbrochen blieben und daß Preussens Feind, der König von England, aus Haß gegen die Franzosen und aus Besorglichkeit für sein Hannover, ganz wider seine Neigung, das Werkzeug zu der preussischen Erhebung werden muste. Mehr noch, als diß alles, trug dazu bei, wie der dankbare König selbst versicherte, sein väterliches Kriegsheer, das seit 22 Jahren durch die beste Mannszucht gebildet war; das wahrhaft patriotische Befehlsbaber und erfahrne unbestechliche Staatsdiener hatte. Das übrige schrieb er auf Rechnung des Glüks, das oft das iugendliche Alter zu begleiten pflege. „Wäre diese große Unternehmung mißlungen (schreibt er in der Geschichte seiner Zeit), so

hätte man mich für einen unbedachtsamen Fürsten gehalten, der Dinge unternimmt, die seine Kräfte übersteigen; nun da es gelang, sah man ihn als einen Glüklichen an. In Wahrheit, es ist nur das Glük, was über den Ruf entscheidet: wer vom Glüke begünstigt wird, erhält Beifall; wen es verschmähet, der wird getadelt.„ Kan auch ie ein Held, in dessen Brust der Trieb nach Ruhm so mächtig war, mit mehr Selbstverläugnung von seinen Thaten sprechen, als hier Friedrich in einem Werke sprach, von dem er sicher vermuthen konte, daß es noch nach Jahrhunderten seine zahlreichen Leser finden würde!

Vielleicht fragtest du schon in der Stille: aber wagte denn nicht der König, indem er dem Hause Oestreich das ganze Herzogthum Schlesien abnahm, Eingriffe in fremdes Gut? — Es darf dich nicht Wunder nehmen, wenn du diese Frage von Gegnern des Brandenburgischen Hauses mit Ja! solltest beantwortet hören. Die gründlichsten Rechtslehrer haben es gegen diesen Vorwurf hinlänglich gerechtfertigt; ich kan dir aber hier, aus so vielen gelehrten Untersuchungen, zur Beantwortung iener Frage nur einige Puncte ausheben. — Das Haus

Brandenburg hatte unläugbare Ansprüche auf die Herzogthümer Jägerndorf, Ratibor, Oppeln, Brieg, Wolau, Liegniz und einige Herrschaften. Diese waren ihm theils käuflich, theils durch Erbverbrüderung mit denienigen Fürsten, welche sie besessen hatten, zu Theil geworden. Allein diß Haus war nach der Erledigung dieses Erbgutes nicht im Stande, es gegen die Prätensionen der oestreichischen Regenten zu behaupten. Es muste der Obermacht nachgeben. Der Churfürst Friedrich Wilhelm der Große erneuerte zwar seine Ansprüche; allein ob ihn gleich der Wiener Hof mit schönen Worten hinhielt, so kont' er doch am Ende weiter nichts erhalten, als daß ihm iener, kraft eines Vertrags im Jahr 1686, auf immer den Swiebuser Kreis und eine Geldsumme für alle und iede Ansprüche auf die schlesischen Lande zusicherte. So gering nun auch eine solche Schadloshaltung für Brandenburg war, so wenig blieb es doch auch bei dieser. Denn indem der Vergleich geschlossen wurde, brachten einige, besonders östreichische, Ministers, durch allerlei Ränke, den Sohn dieses großen Churfürsten, den nachmaligen König Friedrich I, so weit, daß er, Gott weiß, durch welche Drohungen und

Ver-

Versprechen getäuscht, noch als Prinz einen heimlichen Vertrag mit Oestreich schloß, vermöge dessen er einst, beim Antritt seiner Regierung, den Swiebußer Kreis an ienes Haus zurük zu geben, sich anheischig machte. Du siehst selbst ein, daß dieser Prinz einen solchen Vertrag, vermöge der Grundverfassung seines Hauses, weder damals noch ie schließen konte. Allein erst bei seinem Regierungsantritt entdekte er diese in mancherlei Hinsicht höchsttraurige That, die seinem angebohrnen Ehrgeize weit weniger Nahrung gab, als er erwartet hatte, mit allen ihren Umständen seinen Ministern. Vergeblich lies er nunmehr dem Wiener Hof erklären, daß man ihn überrascht und mit falschen Vorspiegelungen hintergangen habe! Swiebus muste hingegeben werden und kaum erhielt er eine Geldsumme zurük, die nur die Verbesserungen in ienem Lande vergüten konte. Denn auch iene im Jahr 1686 versprochene Gelddrangabe schmolz biß auf den zehnten Theil zusammen. Da auf diese Weise der Wiener Hof einen Tractat brach, so konte auch Brandenburg nicht gebunden bleiben, ihn zu halten. Dieses Haus war um Swiebus gebracht, dessen Besiz allein es bewogen hatte, seinen An-

sprüchen auf die schlesischen Fürstenthümer zu entsagen; es konte also seiner Seits diese Entsagung rechtmäsigerweise aufheben. Als nun Friedrich I für seine große Jugendsünde wirklich büssete und Swiebus in seiner politischen Ohnmacht abtrat, so erneuerte er dabei nicht nur den Entsagungstractat auf iene Fürstenthümer nicht wieder, sondern erklärte auch in Rüksicht auf diß lezte Opfer, als er es brachte, seinen Ministern: „ich muß mein Wort halten, ob man gleich Swiebus mir abgelokt hat. Meine Ansprüche auf Schlesien geb' ich in die Hände meiner Nachkommenschaft, die ich nicht binden kan noch will. Ich bin iezt in einer Lage, wo ich Ungerechtigkeiten dulden muß. Wollen Vorsehung und Zeit nicht, daß mein Haus zum Besiz seiner alten Rechte gelangen soll, so hilft kein Sträuben; befiehlt Gott aber anders, so werden meine Nachkommen wissen, was sie in dieser Sache zu thun oder zu lassen haben.„ Sein großer Enkel, Friedrich II brachte diese Worte in die vollständigste Erfüllung; denn dieser drang, statt iener von seinen Vorfahren in Anspruch genommener Herzogthümer, darum auf ganz Schlesien, „weil der Schaden, den das Haus Branden-

burg

burg durch hundertjährige Entziehung dieser Herzogthümer an Einkünften erlitten hätte, den Werth des ganzen Schlesiens bei weitem übersteige.„ Genug von einer Materie, über die damals verhältnißmäsig so viel und so heftig mit der Feder als mit den Schwerdern gestritten worden ist. Ich kehre zu den nächsten Folgen des Friedens zurük.

Friedrich, der selbst gegen seine Feinde nie den Wohlstand ausser Augen sezte, wolte noch weniger seine bisherigen Bundsgenossen durch die Verabsäumung desselben beleidigen. Aus diesem Grunde schrieb er noch im Jun. einen Brief an den Kardinal Fleury, darinnen er ihm beweist, daß er nicht nur seitdem er mit Frankreich im Bunde stehe, in unverbrüchlicher Treue alle Absichten iener Macht unterstüzt, sondern noch mehr, als sie ie erwarten konte, gethan habe. Da ihm aber sowohl das bisherige Benehmen der im Felde agirenden französischen und anderen Befehlshaber der Verbündeten, als auch das Glük der östreichischen Waffen, nur traurige Aussichten zeigten, so habe er sich in dieser bedenklichen Lage, obgleich mit großer Bekümmerniß des Herzens, genöthigt gesehen, sich aus dem Schiffbruch zu retten und

einen sichern Hafen zu gewinnen. Wenn ihn aber diese unangenehmen Ereignisse gezwungen hätten, ein Mittel zu ergreifen, welches die Noth rechtfertige, so werde ihn Frankreich doch stets treu in Erfüllung der Verpflichtungen finden, deren Vollziehung allein von ihm abhänge. Niemals werde er die von ihm unterschriebene Entsagung auf die Herzogthümer Jülich und Berg widerrufen und eher seine Waffen gegen sich selbst, als gegen Frankreich kehren.

Der Kardinal Fleury antwortete ihm eben so wehmüthig als verbindlich: „Sire! Eure Majestät werden sich leicht den lebhaften Schmerz vorstellen, welchen der Brief, womit Höchstdieselben mich zu beehren geruht, in mir gewirkt hat.„ Nach diesem klagenden Eingang gestehet er dem Könige zu, daß er nicht anders habe handeln können, daß durch ein trauriges Geschik ihr Plan vereitelt und der Friede auch für Frankreich nunmehr das wünschenswürdigste bleibe. Er hoffe, der König werde seinen treuen Bundsgenossen bei den Friedensbedingungen nicht übergehen, zumal, da er iezt die glorreichste Rolle eines Schiedsrichters von Europa übernommen habe.

So endigte sich ein Bündniß, bei welchem alle theilnehmende Partheien einander zu überlisten gestrebt hatten; wo alle Entwürfe der Feldherren der Durchsicht dieses alten Priesters, Fleury, unterworfen werden musten; eines Mannes, der oft ohne Kenntniß sowohl des Kriegs als der Oerter, die wichtigsten Plane, sehr verkehrt billigte oder verwarf. — Die unangenehmsten Geschäfte der Ministers sind von ieher gewesen, ihrem Herrn unangenehme Vorfälle zu hinterbringen. Viele bedienten sich daher in Zeiten, wo die Maitressen und Narren an den Höfen noch höchst bedeutend waren, dieser Personen, um dasienige zu einer glücklichen Stunde dem Herrn scherzend beibringen zu lassen, was sie selbst zu referiren Bedenken trugen. Fleury befand sich dißmal in gleicher Verlegenheit, aus der er aber auf eine andere, einem Priester weit geziemendere Art sich zu helfen suchte. Als er seinem Könige, Ludwig XV, die Zeitung von dem Breslauer Frieden vortragen muste, fing er in Gegenwart anderer Minister an, mit einigem Umschweif, von der Veränderlichkeit menschlicher Dinge, nach welcher oft die noch so gut durchdachten Anschläge mißlängen, zu reden. Der König war auf das En-

de der Predigt begierig, er fiel daher dem Kardinal in die Rede: ihr habt allem Ansehen nach eine schlimme Zeitung vorzubringen; worinn besteht sie? Fleury antwortete: es ist die Abtretung des Königs in Preussen. Hierauf versezte der König mit einiger Heftigkeit: so sind also meine Armeen verlohren? Nein, Sire! antwortete der Kardinal, Sie können versichert seyn, daß Ihre klugen Generals für alles gesorgt haben werden; überdiß sind noch Mittel vorhanden, diesen Streich abzuwenden, der nur in Ansehung der Umstände empfindlich ist.„ Allein die Besorgniß des Königs war nur zu gegründet. Denn durch eine beispiellose Verkettung von Unglücksfällen wurde die verbündete französische und bairische Armee, nach der Trennung Friedrichs, wirklich aufgerieben. Zween Marschälle von Frankreich Belleisle und Broglio, waren mit 30,000 Mann gegen das Ende des Jahrs 1742 in die Vestung Prag von der oestreichischen Armee eingesperrt und ausgehungert. Der Preis der Lebensmittel gibt einen Begriff von dem Zustand der Belagerten. Man verzehrte 8000 Pferde und doch kostete das Pfund Pferdefleisch einen halben Gulden; ein Haase 5 fl. eine Gans 10 fl. ein Schock Eier 15 fl.

eine Kuh 200 fl. ein Ochs 500 fl. u. s. w. Die Marschälle, die freilich den Hunger weniger fühlten, als der gemeine Mann, schämten sich des menschlichen Entschlusses sich zu ergeben und opferten einer sehr zweideutigen Ehre das Leben vieler tausend Bürger und Soldaten auf. Als endlich Belleisle, in der Mitte des Dezembers, sich doch entschliesen muste, die französischen Truppen aus Böhmen zurück zu führen, bracht er nur 8000 Mann nach Eger, die übrigen hatte der Hunger, die Kälte und Beschwerlichkeit des Marsches und das Auflauern der Kroaten auf dem Wege getödet.

Seit dem Breslauer Frieden nahmen die Unterhandlungen mit Friedrich kein Ende. Die Engländer, welche den Frieden auf die feierlichste Art bestätigt hatten, glaubten ihn nun in ihr Interesse zu ziehen und auf gleiche Weise auch Frankreich und der höchstbedrängte Kaiser; allein Friedrichs Armee muste unbeweglich bleiben. Aber desto thätiger war ihr Held im Kabinet mit den Mächten. Seine Unterhandlungen bei diesen gediehen so gut, daß in dieser kritischen Periode doch keine zu viel Ueberlegenheit über die andere erhalten konnte. Wolte England der Theresia mit Truppen beistehen, und

Frank-

Frankreich und den Kaiser zu Grunde richten, so drohete er im Churfürstenthum Hannover einzurücken. Wolten die Holländer für die Theresia aufbrechen, so beredete er auch iene, wiewohl durch eine sanftere Sprache, zur Ruhe; und in gleicher Absicht gab er sich auch, aber leider! vergeblich, alle Mühe, schon damals einen deutschen Kreisbund zu schliesen, welcher eine Neutralitätsarmee ins Feld stellen und des Kaisers Ansehen schüzen solite, das die siegreichen Heere des Hauses Oestreich gänzlich zu zernichten droheten.

Nachdem nun in Schlesien durch des Königs Anstalten alle Hände und Köpfe zur Verbesserung des Landes in Thätigkeit gesezt und 35,000 Mann solcher Truppen, die es hatten erobern helfen, daselbst zur Beschüzung vertheilt waren, kam Friedrich am 12 Julius 1742 wieder in Berlin an. Hier suchte er sogleich die kostbaren Stunden des Friedens so gut als möglich zu nüzen. Weise Sparsamkeit wurde dabei sein erstes Gesez, das er sich selbst gab; denn ohne diese war er weder im Stande die auf Schlesien haftenden Schulden zu bezahlen, noch auch Magazine anzulegen und Vestungen zu vollenden. Mit diesem verband er ein zweites,

auf dessen Aufrechthaltung er gleich strenge hielt; auch in Friedenszeiten sein Heer, das er nunmehr um 18000 Mann vermehrte, so zu üben, als drohe der Krieg schon von allen Seiten des Reichs. Durch solche Verfügungen wurden seine Truppen nicht nur gegen iene, schon so manchem Kriegsheere höchst gefährliche Weichlichkeit verwahret, sondern gewannen auch an Gewandheit und Kriegsdisciplin so viel, daß sie seit iener Zeit allen andern Truppen bei weitem überlegen geblieben und mehr, als Griechen und Römer, unserer Bewunderung würdig erfunden sind. Durch solche Verfügungen war noch überdiß der Monarch gegen alle Ueberfälle der Nachbarn gesichert; durch solche blieb er ienen Mächten furchtbar, die ihn wegen Schlesien neideten; durch solche wurde auch das gekränkte Oestreich, welches Schlesien zwar abgetreten, aber darum noch nicht verschmerzt hatte, wenigstens eine Zeit lang für neue Versuche es wieder zu erobern, gewarnt.

Bei ienen großen Zerstreuungen, die der König im Auslande hatte, blieben doch immer, sowohl seine Familienangelegenheiten, als auch seine Erblande bei ihm in wirksamen Andenken. Den Schluß des vorigen, so wie den Anfang des

des 1742sten Jahres widmete er ganz diesen Lieblingsgegenständen. Ernsthafte Geschäfte wechselten mit glänzenden Festen, die besonders den Januar dieses Jahrs den Berlinern unvergeßlich machten. In diesem Monath ward von ihm die Vermählungsfeier seines Bruders Wilhelms, von dessen Verlobung ich dir vorhin sagte, mit wahrer königlicher Pracht veranstaltet und sein brüderlichtheilnehmendes Herz, für sanfte Freuden, nicht durch Kriegsgetöse verstimmt, gab diesen festlichen Familienscenen einen Reiz, der viel tausend Theilnehmer aus allen Ständen bezauberte. Friedrich wurde hier abermals durch die ehrfurchtsvolle Liebe gegen seine damals noch lebende Mutter, durch die Achtung gegen seine Gemahlin, durch die Werthschäzung gegen seine Brüder, Schwestern und Verwandte, für die fürstliche Nachwelt, ein erhabenes Muster. Schien er gleich keine Verwandten zu kennen, so bald die politischen Verhältnisse der Staaten gegen einander in Betrachtung kamen, so war er ienen doch mit ganzer Seele ergeben, so bald er sich mit ihnen in blosen Familienverhältnissen befinden konte. Zur Verschönerung solcher Feste und um seine eignen Bedürfnisse bei der Liebe zu den schönen Künsten und Wissenschaf-

ten zu befriedigen, lies er Sänger und Sängerinnen aus Italien, Tänzer und Tänzerinnen aus Frankreich und Virtuosen und Künstler aus diesem und ienem Lande kommen; aber schon damals bewies er doch auch gegen solche Personen die einem ieden Fürsten so nöthige Mäsigung in der Belohnung; dafür lohnte er aber — seltenes Glück der Diener! — als wirklicher Kenner der Kunst. Er erklärte kurz nach seinem Regierungsantritt einer französischen Actrice, die von ihm Schäze zu erbeuten hoffte, unter den verbindlichsten Lobeserhebungen ihrer Talente, so freimüthig als wahr, daß er als Regent nicht mehr so ungebunden zahlen könne wie ehedem. „Als Prinz gab ich von dem Meinigen; als König aber bin ich weiter nichts als der Schazmeister meines Volks.„ — Für die Künste und Wissenschaften sorgte er, noch während des vorigen Kriegs, dadurch, daß er zu Paris die wichtige Sammlung von Alterthümern um 95000 Livers von den Verwandten des Kardinal Polignac an sich kaufte; Bibliothek und Münzkabinet vermehrte, die Ritterakademie in Aufnahme brachte und Gebäude aufführte, bei denen man nicht wuste, ob mehr die Kühnheit der Kunst, oder die daran gewandten

Sum-

Summen des Erbauers zu bewundern sey. Nur das prächtige Opernhaus zu Berlin, dessen Grund schon im Jahr 1741 gelegt würde, kostete dem Könige über anderthalbe Millionen Thaler; und doch konte er im nächsten Jahre auch den Bau von Sanssouci anfangen, die übrigen Gebäude, die zum Theil die königliche Familie bewohnte, verschönern, einen theuern Krieg führen und mit einem neuen goldenen Tafelservice, von dritthalb Millionen Thaler am Werthe, auch äuserlich den Glanz seines Hofes vermehren. Durch diesen und andern nöthigen Aufwand kamen in seinen Landen beträchtliche Geldsummen in Umlauf, der Luxus stieg; die Bedürfniße seiner Unterthanen vermehrten sich; diese, zum Theil Abkömmlinge vom lüsternen Ausland, suchten iene desto mehr auch mit ausländischen Producten zu befriedigen. Der König muste also den inländischen Kunstfleiß mit aller Macht zu wecken und das circulirende Geld in seinen Staaten zu erhalten suchen. Dazu gehörte, daß die Erzeugnisse seiner Länder vermehrt, die Verarbeitungen derselben befördert, die inländischen Handelsgeschäfte erleichtert und seinen Ländern andere so entbehrlich gemacht würden, als es möglich war. In dieser Absicht suchte

er

er vorzüglich dem Seidenbau, durch den so große Summen aus den meisten europäischen Provinzen gezogen werden, in seinen Provinzen empor zu helfen; that den Unterthanen Vorschüsse zu Maulbeerpflanzungen, theilte unentgeltlich Seidenwurmeyer aus und sezte Belohnungen sowohl auf gewisse Quantitäten im Lande erzeugter Seide, als auch 50 Thaler iährlich dem, der 5000 Stück Maulbeerbäume würde gepflanzt haben. Aus gleichem Grunde muste auch die Stickerei in Berlin und Hautelice oder Tapetenweberei immer mehr getrieben und durch neuerlich herzugelockte, oder nur im Lande ermunterte Fabriquanten gerade das verfertigt werden, was seine Unterthanen beim Ausland theuer zahlen musten. In diesem Puncte wurde der König mit seinen zunehmenden Jahren, so bald ihn nicht Kriege unterbrachen, immer aufmerksamer und sparte weder Mühe noch Unkosten, irgend ein Gewerbe zu fördern und Handel und Wandel in bessern Gang zu bringen. Das Bemerkenswürdigste dabei ist, daß ihm kein Kanal durch den Geld aus seinen Ländern ging, zu unbedeutend schien, den er nicht sogleich abzugraben versucht hätte. Freilich hat mancher dieser Versuche die aufgewandten Kosten nicht ver-

gütet; der gute König wurde oft geteuscht, und einige seiner Verfügungen wollte das Clima des Landes nicht begünstigen; allein waren darum seine hingegebenen Summen ganz vergeblich, da sie Kräfte in Bewegung gesezt hatten, die früh oder spat doch noch eine gedeihliche Richtung bekommen konten. Friedrich scheint schon aus seines Urgrosvaters Geschichte die Wahrheit erlernt zu haben, daß die brandenburgischen Staaten hie und da von der Natur sehr stiefmütterlich behandelt worden wären und daß Kunst und Thätigkeit ienen Abgang allein ersezen könne. Seit ienes grossen Churfürsten Zeiten waren von den Regenten viele Millionen Thaler angewendet worden, Sümpfe auszutrocknen und zum Feldbau einzurichten, Canäle zu graben und wieder zu füllen; ausländischen Heusaamen zu viel hundert Fudern auf märkischen Grund und Boden zu säen; und in eben denselben viel tausend pohlnische Schaafe zu versezen. Nicht immer entsprach der Erfolg den Absichten iener Regenten ganz; allein wer wird läugnen wollen, daß diese Mark Brandenburg, die dürftige Wizlinge ehedem nur des heiligen Römischen Reichs Streusand-Büchse zu nennen pflegten, durch iene großen Versuche beträcht-

trächtlich gewonnen habe? Wie hat doch dieses arme Land die Vorsehung so schadlos gehalten, indem sie ihm ein Volk zu bewohnen gab, das noch nie ein Feind besiegen konte, und Regenten, die biß auf diese Stunde für den Ruhm dieses Volkes so sehr als für die Verbesserung seines Vaterlandes sorgen. Doch! ich muß dich wieder zu Friedrich zurückführen, der die Beispiele seiner Väter auch darinnen nachahmte, daß er mit großen Kosten, in diesen ersten Regierungsiahren, bei Kroßen zum Vortheil des Fahrwesens einen Berg abtragen, bei Plauen in der Mark, zum Behuf des innern Handels und besonders zur kürzern Verbindung der Elbe mit der Oder, einen Kanal graben, den Hafen zu Stettin aufräumen und den Swinekanal schiffbar machen lies, welches alles nach etlichen Jahren auch glücklich zu Stande gebracht wurde.

Im August des Jahrs 1742 besuchte der König die Bäder zu Aachen, besah seine westphälischen Regimenter und empfing zu Wesel einen Besuch vom Prinzen von Oranien. Die Hoffnung der Holländer abrr, diesen Monarchen bei sich zu sehen, die sich schon in ihren Zubereitungen zu seiner Aufnahme äuserte, war

vergeblich; er kehrte über Minden und Salzdahlen nach Pozdam zurück, wo er am 11ten September ankam. Allein sein Aufenthalt daselbst war sehr kurz; denn am 21sten dieses Monaths befand er sich schon wieder mit einer ansehnlichen Begleitung in Breslau. Dieser wichtigen Stadt hatte er schon bei seiner lezten Anwesenheit die dritte Stelle unter den Hauptstädten seiner Länder angewiesen, und zwo Hauptmessen iährlich, nach Art der Leipziger, zur Beförderung des Commerziums darinnen angelegt. Es war ihm die innigste Freude, durch seine Gegenwart und andere dahin gezogene Prinzen den Flor dieser Messe von Zeit zu Zeit etwas befördern zu helfen und die von ihm und andern bemerkten Hindernisse derselben auf der Stelle zu heben. So war es z. B. die wohlthätigste Anstalt für den schlesischen Handel, daß er zwischen Breslau und Neiße eine Post unter den billigsten Bedingungen errichtete. Provinzen haben die Gegenwart ihrer Regenten nie nöthiger, als nach einem verheerendem Kriege, der sie ihrer besten Einwohner, ihrer Fabrikarbeiter und Dienstboten, ihres Viehes und Vorraths beraubte; der ihre Saaten und Wiesen vertrat, ihre Wohnungen einäscherte, ihre Feld-

arbeit

arbeit samt dem Kunstfleis störte, ihre Aus- und Einfuhr hemmte, ihre Handlungsverbindungen auflösete, ihre Städte voll Krüppel, Bettler oder Diebe und den Patrioten in der niederschlagenden Besorgniß lies, ob wohl ie der alte Regent wieder aufleben, oder der neue ihn auf immer beherrschen werde? In diesem peinlichen Zustande befand sich nach ienem Kriege das sonst so geseegnete Schlesien. Nur die öftere Anwesenheit seines einsichtsvollen Eroberers, der nach dem errungenen Besiz, bei weitem noch nicht alles zu haben glaubte, konte dieses leere Kriegstheater wieder in eine belebte reiche Provinz umschaffen. Aus diesem Grunde erlies er auch dißmal den Städten und Dörfern rückständige Gefälle; beschäftigte die Arbeitlosen beim betriebenen Vestungsbau; versorgte die Invaliden; lockte durch Toleranzedicte die ausgetretenen Katholiken und alle andere, von diesen noch vor dem Kriege verfolgte und verscheuchte Secten, wieder ins Land; verschafte dem Handwerker Verdienst, dem Bauersmann Vieh zum pflügen, Saamen in die Felder, und unterstüzte allenthalben, wo der Verfall ihm sichtbar wurde, belebte neu, wo noch alte Kraft sich zu regen schien. Die Collegien im Lande bekamen

 die

die Einrichtung wie in den übrigen preußischen Staaten und ihre Mitglieder wurden schärfer beobachtet, als es bisher in diesem Lande Sitte gewesen war. — Auch die katholische Geistlichkeit lernte sich immer mehr in ihren neuen Landesherrn fügen, da sie seit der Huldigung ihre Rechte so gar nicht gekränkt sah. Sie vergas allmählig die Schmach, die ihr von dem kezerischen Könige war angethan worden, als er den Cardinal und Bischof von Breslau, Graf von Sinzendorf, während des Kriegs, geheimer Verständnisse wegen, durch Husaren hatte gefangen nehmen lassen; denn eben dieser König hatte ihm doch auch wieder erlaubt, sich während des Kriegs in Wien aufzuhalten, und noch vor kurzem in Breslau die Friedenspredigt in seiner Gegenwart abzulegen. Sie vergas des Klagetöns, mit dem der Pabst bei iener, von dem „Marggrafen Friedrich„ verübten That die ganze katholische Christenheit beängstiget hatte, denn der Pabst war nunmehr selbst mit diesem Regenten durchaus zufrieden, weil er dem Bischof neben dem Generalvikariat auch seinen vollen Titel wieder gab, den er unter der vorigen Regierung gehabt hatte; weil er das Domkapitel zu Breslau in den Genuß seiner Rechte, die er

ihnen

ihnen eine Zeit lang hatte entziehen müssen, wieder einsezte; weil er das katholische Consistorium bestätigte, den Pfarrern die iura stolae sicherte und überhaupt die Gewissensfreiheit der römischkatholischen Glaubensgenoßen in keinem Puncte, wohl aber ihren bisher bewiesenen papistischen Eifer in der Proselitenmacherey, nachdrücklich umschränkte.

Erwarte nicht von mir, daß ich dich mit allen den Arbeiten, die der König während dieses neuen Aufenthalts in Schlesien selbst vollendet, namentlich bekannt mache. Im allgemeinen beschrieb er sie seinem Jordan, noch im September 1742 von Breslau aus also: „Meine Reise, auf der ich ganz natürlich unendlich viele Arbeit fand, wird bald vorbei seyn. Ich habe in acht Tagen mehr Geschäfte abgemacht, als die Commissionen des Hauses Oestreich in acht Jahren, und beinahe Alles ist mir glücklich von Statten gegangen. In meinem Kopf ist iezt weiter nichts, als Rechnungen und Zahlen; aber bei meiner Zurückkunft werde ich das alles heraus schaffen, um etwas bessers hinein zu bringen. Ich habe Verse gemacht, und habe sie verlohren; ein Buch zu lesen angefangen, und man hat es verbrannt; auf einem Klavier gespielt,

spielt, und es ist zerbrochen; ein Pferd geritten, und es ist lahm geworden; nun fehlt zu meinem Unglück weiter nichts, als daß Sie meine Freundschaft noch mit Undank bezahlten!„ Lerne mein Sohn! aus diesem allen, wie sehr schon dieser junge Held, wenn es die Pflicht befahl, auch solche Arbeiten nicht scheuete, wo das Mühseelige dem Leichten, das Geschmacklose dem Gefälligen, muste vorgezogen werden.

Mit dem Anfang des Octobers kehrte der König wieder nach Berlin zurück und erholte sich dort in dem fröhlichsten Umgang mit seinen Verwandten und gelehrten Freunden, bei glänzenden Festen und stillen philosophischen Unterhaltungen, von iener Erschöpfung seiner Kräfte durch Arbeit und Sorgen; allein er schien sich nur erholen zu müssen, um desto früher und mächtiger den Feinden die Spize wieder bieten zu können, die Preußens Ehre und Macht aufs neue zu kränken gedachten.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Papst, Johann Georg Friedrich, 1754-1821

Leben Friedrichs II. Königs von Preussen für deutsche Jünglinge

Bd.: 1

Nürnberg (1788)

Bor. 307 d-1/2,2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10014942-9
VD18 80255515-001